

II.

Die Javanesen¹⁾.

Uncivilisirt nach unseren Begriffen von menschlicher Bildung, führt der Javanese, als echter Sohn der Natur und begeisteter Freund der Wildniß, ein den Wissenschaften und schönen Künsten fast gänzlich fremdes Leben. In fortwährendem Kampfe mit den gefräßigen Ungeheuern der Wildniß sowohl, als mit einzelnen Nachbarstämmen, äußerst genügsam in Speise und Trank, aber kriegerisch und beutesüchtig, ebenso habüchtig, als geizig, ursprünglich gutmüthig und sanft, einem überlegenen Feinde gegenüber aber listig und verschlagen, als Sieger oft grausam und blutdürstig, — kennt er nur zwei Hauptrichtungen seiner gewöhnlichen Thätigkeit: den Ackerbau und den Krieg. Fremden Eindringlingen gegenüber so oft und so lange er sich Erfolg verspricht, zu stetem Kampfe für seine Unabhängigkeit bereit, fügt er sich in wahrer Sklavenfurcht dem mit despotischer Strenge herrschenden Oberhaupte seines Stammes.

Der Javanese gehört der malaiischen Menschenraee an, steht, was Größe und Umfang des Körperbaues anbelangt, dem Europäer und Chinesen nach, ist zierlicher als diese gebaut, schön gewachsen und von brauner Hautfarbe.

Die Religion, zu der sich die Bevölkerung Java's vor der Entstehung des muhamedanischen Glaubens bekannte, war, des einzigen

¹⁾ Vorstehender Aufsatz aus dem Tagebuche eines geborenen Deutschen, welcher lange Zeit als Officier in niederländischen Diensten auf Java stand, ist mir zur Benützung für die Zeitschrift mitgetheilt worden.

Werkes einheimischer Literatur, einer gegenwärtig noch existirenden Mythologie zufolge, die heidnische. Seit Jahrhunderten aber durch den gewaltsam vorschreitenden Muhamedanismus gänzlich verdrängt, bekunden heute nur noch die Ruinen zahlreicher, der Sage nach von Hindu's errichteter Tempel, sowie das erwähnte Schriftwerk ihr ehemaliges, bei der jetzigen Bevölkerung ganz in Vergessenheit gerathenes Dasein.

Gegenwärtig dem Muhamedanismus ergeben, hält er an demselben mit unglaublicher Zähigkeit fest, und wie günstig auch immer der Fortschritt des Christenthums in Ostindien geschildert werden mag, so kann man, wenn man wahrheitsgetreu berichten will, nur sagen, daß Java gerade zu den Punkten gehört, wo das Kreuz, als Wahrzeichen des herrschenden Christenthums, den Bemühungen frommer Missionare zum Troß noch lange nicht festen Boden gewinnen wird.

In traulichen Gesprächen von mir befragt, warum das Christenthum bei der Bevölkerung auf Java so schwer Eingang finde, haben mir einsichtsvolle Javanesen wiederholt zur Antwort gegeben: „Warum sollten wir denn unseren alten Glauben verlassen und Christen werden? Ueberall wo der Orang putti, der weiße Mann — (hier gleichbedeutend mit dem Worte „Christ“) — hinkommt, geht Treue, Glaube und Zuverlässigkeit verloren. Anmaßung, Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Heuchelei und Gewaltthätigkeit folgen ihm auf dem Fuße nach, um sich überall, wo er sich niederläßt, auch einzubürgern. Glaubt es, wir sind bessere Menschen als Ihr!“

Das Zeugniß, welches sie sich selbst gaben, muß ich als Christ nach einem langjährigen Aufenthalte auf Java, wenn ich gerecht sein will, bestätigen. Mag immerhin der Diebstahl das Gewissen des Javanesen wenig belästigen, die Handlungsweise des christlichen Europäers ist leider auch nur zu oft der Art, daß letzter dem Javanesen in dieser Gewissenssache keinen Vorwurf zu machen berechtigt ist. Wahr ist es ferner, daß überall, wo Europäer in größerer Menge, wie zu Samarang u. s. w. sich niedergelassen haben, die den Javanesen ursprünglich eigene Biederkeit und Gutmüthigkeit mit jedem Jahrzehnd immer mehr verloren geht, und Habsucht, Unsittlichkeit und sonstige im Gefolge der Civilisation befindliche Untugenden an ihre Stelle treten.

Dem besonnenen, in Allem überlegten Javanesen, der gern denkt

und den übereilten, oft ohne Ueberlegung sprechenden und denkenden Europäer mitleidig belächelt, kann dieser ungünstige Umschwung der Dinge nicht entgehen. Unkundig der Sprachen und Schriftzeichen, in welchen das heilige Buch der Christen, die Bibel, gedruckt erscheint, beurtheilt er den christlichen Glauben nach seinen Bekennern, die nach meinen Beobachtungen hier zu Lande sich eben nicht sehr durch einen echt christlichen Lebenswandel auszeichnen.

Nächst dem mögen wohl treue Anhänglichkeit an das Altherkömmliche, von den Eltern auf Kinder und Kindesfinder Ueberbrachte, sowie ein ersichtlicher Mangel an eigener religiöser Tiefe, die Hauptmotive der Festigkeit und Unwandelbarkeit des Javanesen in dieser Beziehung ausmachen.

Sein ganzer Gottesdienst beschränkt sich eigentlich nur auf Beobachtung gewisser Formen. Häufiges Beten und Wallfahrten gehört zu seinen Gewohnheiten eben nicht. Priester und Große pflegen nur den Freitag als muhamedanischen Sabbath zu feiern. Der gewöhnliche Javanese feiert höchstens den Vorabend desselben, den Abend des Donnerstags, durch eine gewisse feierliche Ruhe und Enthaltbarkeit von allerlei Lustbarkeiten.

Um so allgemeiner ist dagegen die strenge Beachtung der Puassa, der muhamedanischen Fastenzeit, vom reichsten Javanesen an bis zum ärmsten Kulte (dem javanesischen Tagelöhner) hinab. Vom Aufgange der Sonne an bis zum Untergange derselben, also von 6 Uhr des Morgens bis 6 Uhr des Abends, ist und trinkt der Javanese während dieser einen ganzen Monat dauernden Fastenzeit nichts. Ja, er geht in der Enthaltbarkeits-Uebung sogar so weit, daß er selbst seinem Lieblingsgenusse, um dessen Willen er gern hungern und dursten würde, nämlich dem Ciri- oder Betelkauen, in dieser Zeit, so lange als die Sonne am Himmelsgewölbe zu sehen ist, entsagt.

Daß bei einem zwölfstündigen so strengen Fasten und gleichzeitiger ungeschmälerter Arbeit viele Javanesen erkranken, bleich und mager werden und auffallende Zeichen gestörter Verdauung, z. B. einen überaus unangenehmen Geruch aus dem Munde während der Puassa zeigen, wird man um so mehr begreiflich finden, wenn man der tropischen Hitze und deren enormen Einwirkung auf den menschlichen Körper die gebührende Rechnung zu tragen weiß.

Diese peinliche Fastenzeit endet mit dem Neujahrstage, dem einzigen religiösen Festtage, an welchem öffentlicher Gottesdienst stattfindet. Die eigentliche Feier des Tages besteht daher auch im Besuche des Missigiet's (Tempels) und der Kubur (Gräber).

Geburten und Sterbefälle, sowie die Genesung von einer schweren Krankheit, böse Träume und andere nach der Meinung des Javanesen Unglück verkündende Zufälligkeiten geben in engeren Kreisen häufig Veranlassung zu Ledeka's (Betstunden) und festlichen Mahlzeiten, welche letzte mit dem frommen Gebete eines Priesters beginnen.

Mit großer Gewissenhaftigkeit meidet er, den Vorschriften des Koran gemäß, alle Arten geistiger Getränke, sowie den Genuß des Schweinefleisches. Einige aufgeklärte Häuptlinge haben es zwar bei festlichen, von Europäern veranstalteten Gelagen bisweilen nicht verschmäht, ein Glas Wein zu trinken; sie bildeten aber eine so seltene Ausnahme, daß man diesen Vorfall kaum erwähnenswerth nennen kann.

Wie streng verpönt aber der Genuß des Schweinefleisches ist, wird folgendes, thatsächlich von mir Erlebte am schlagendsten beweisen. So oft nämlich bei einem gemeinschaftlichen Festmahle im Kriege auf Java ein Schinken auf den Tisch kam, verabsäumte der Regent von Bagal, Pangerang Aria Rora Nagara, ein aufgeklärter Muhamedaner und unser gewöhnlicher Gast, es nie, zu seinem bei Auftragung der Speisen behilflichen Panakawang (Gefolge) auf den Schinken zeigend zu sagen: itu bukan babi, te tapi Ham (das ist kein Schweinefleisch, das ist Schinken) ¹).

Die Kleidung des Javanesen ist überaus einfach und praktisch. Von frühesten Jugend auf an Ertragung klimatischer Einflüsse gewöhnt, fühlt er ein wirkliches Bedürfniß, seinen Körper mit kleidbaren Stoffen zu umhüllen, wenig oder gar nicht. Das ursächliche Moment sich zu bekleiden, geht bei ihm nur aus einem gewissen Schaamhaftigkeitsgefühl, woran sich erst die Putzsucht als gewöhnlicher Appendix anreißt, hervor.

Der ganz arme Kuli (Tagelöhner) pflegt deshalb auch nur ein kurzes, von den Hüften bis an die Lenden reichendes Bein Kleid und als unterscheidendes, nur dem Manne gebührendes Merkmal ein Kopftuch zu tragen. Letztes schlägt er in seiner Diagonale von einem Zipfel zum anderen derartig zusammen, daß beide Hälften des Tuches

¹) Ein Seitenstück zu der bekannten Ansicht der Türken über den Champagner. G.

genau auf einander zu liegen kommen. Ist dieses geschehen, so rafft er das so zurechtgelegte Tuch an der Diagonalseite faltig zusammen und bindet es dergestalt mitten um den Kopf, daß die beiden sich deckenden Zipfel nach unten, dem Nacken zu, hängen, umschlägt alsdenn die Enden der Diagonalseite vorn an der Stirn ganz so, als ob er einen Knoten zu schürzen gedächte, steckt sie aber, ohne den letzten zu bilden, unter das fest am Kopf anliegende Tuch zu beiden Seiten mit solcher Geschicklichkeit, daß er des Knotens gar nicht erst bedarf.

Nach dieser Vorklebung erfaßt er den vom Hinterhaupte nach dem Nacken herabhängenden doppelten Tuchzipfel und zieht ihn in senkrechter Richtung straff empor. Da nun dieser doppelte Zipfel nach vorn durch die langen, auf dem Kopfe bauschig zusammengelegten Haare gestützt, in ziemlich gerader Richtung nach oben erhalten wird, so gewinnt dieser einfache Kopfspuz viel Aehnlichkeit mit einer Grenadier-Parademütze, deren vordere hohe Seite nach hinten gewendet ist.

Wohlhabendere tragen, je nachdem es ihre Mittel gerade gestattet, einen kürzeren oder längeren Sarong, von größerem oder feinerem Stoffe gefertigt. Der Sarong selbst hat eine sackartige Form, ist unten und oben offen und überall gleich weit. Er dient dazu, den Körper von der Brust an bis an die Knie oder auch bis an die Knöchel zu bedecken.

Ohne Schlitze, ohne Band, ohne Haken und ohne Nadeln wird er beim Anziehen, wie ein an beiden Enden offener Sack, übergeworfen und, wenn Kopf und Arme sich hervorgearbeitet haben, also frei geworden sind, nach vorn oben an der Brust zusammengerafft und auf eine höchst sinnige Weise durch wiederholtes Umschlagen des oberen Randes festgeschürzt.

Auf Java selbst, und zwar von Frauen gefertigt, ist der Sarong am häufigsten aus baumwollenem, bisweilen aber auch aus schwerem seidenen Stoffe gewebt und von verschiedener Färbung und Muster.

Wohlhabende Javanesen in den Städten, wie Samarang und Batavia, tragen außer dem Sarong auch wohl noch eine an den Oberkörper eng anschließende Jacke, Badju genannt. Sie ist meist von Kattun. Nur bei größeren Festlichkeiten tragen reiche Javanesen Badju's von Seide, Sammetmanchester oder Tuch. An Stelle der Badju trägt man wohl auch die malaiische Kabaya, ein Kleidungsstück, welches

die Form eines Hemdes hat, gewöhnlich von recht buntfarbigem Kattun ist und durch einen Gürtel um den Leib zusammengehalten wird.

Ungleich häufiger jedoch, als des Badju und der Kabaya, bedienen sich wohlhabende javanesishe Frauen und Mädchen zur Umhüllung des oberen, vom Sarong unbedeckt bleibenden Rückens und Busens des Glendang, eines langen schmalen Shawls, welcher bald von geringem, bald von höherem Werthe, um Brust, Rücken und Nacken mit zierlicher Nachlässigkeit geschlungen wird.

Fußbedeckung kennt man im Allgemeinen sehr wenig. Der Kulle bindet sich nur dann, wenn er viel zu laufen hat, ein einfaches Stück Büffel Fell unter die Füße. Für gewöhnlich geht er, ebenso wie die wohlhabendere Klasse, mit Ausnahme der Priester, welche besser bereitete Sandalen zu tragen pflegen, barfuß.

Größere Häuptlinge tragen zwar Pantoffeln oder wohl gar europäische Schuhe; ihre Anzahl ist jedoch so gering, daß sie in Hinsicht dieser Abweichung vom Allgemeinen kaum erwähnt zu werden verdienen.

Beide Geschlechter (Männer, wie Frauen) lassen ihr schönes, dichtes, pechschwarzes Haar lang wachsen. Die Männer wickeln es mitten auf dem Hirnschädel bauschig zusammen und bergen es unter dem bereits angegebenen Kopftuche. Die Frauen wenden in Ermangelung des letzten schon größere Sorgfalt auf die Vereinigung des Haares. Sie fügen es sogar häufig recht kunstvoll zusammen und schmücken es mit wohlriechenden Blumen und kostbaren Nadeln von Gold und Brillanten.

Ihre von Haus aus sehr schönen weißen Zähne schleifen sie sich ganz platt ab. Die für schön geltenden stummelartigen Ueberreste werden durch das viele Ciri- oder Betelkauen braun und entstellt.

Die Lebensweise des Javanesen ist überaus einfach und geregelt. Er steht in der Regel früh auf, pflegt sich gleich nach dem Aufstehen im Flusse zu baden oder mit Brunnemwasser zu begießen und bald darauf das gewöhnlich nur aus Nassi (d. h. gekochtem Reis) und aus Savor, einem pulverartigen Gemisch aus Salz, Tamarinden und spanischem Pfeffer bestehende Frühstück einzunehmen.

Nach dem Frühstück beginnt die Arbeitszeit, welche des Morgens bis 11 Uhr und des Nachmittags von 1 bis 5 Uhr dauert. Die Zwi-

schenzeit von 11 bis 1 Uhr wird theils mit dem Mittagbrote, theils mit Schlafen verbracht. Gegen Sonnenuntergang, also um 6 Uhr des Abends, pflegt der Javanese seine letzte Mahlzeit zu sich zu nehmen.

Er geht im Allgemeinen gern früh zu Bett und liebt es an recht lustigen Orten zu schlafen.

Arme, vom Tagelohn lebende Javanesen schlafen in Städten und solchen Kampong's, wo sie keinen Ueberfall von Seiten der hier häufigen Tiger und anderer gefährlicher Ungeheuer zu befürchten haben, oft unter dem ersten besten offenen Schuppen, unter einem Balkon, ja wohl gar unter freiem Himmel. Durch seine einfache Bastmatte vor den größten tellurischen Einflüssen geschützt, bietet er unbedeckt dem für den Europäer im Süden so sehr gefährlichen Mondschein vollkommen Trost.

Seine Wohnung beschränkt sich auf das einfachste, allernothwendigste Obdach, das er sich in Ermangelung eiserner Nägel, Haken, Bänder und Schlösser, sowie der zum Sägen und Hobeln erforderlichen Instrumente, aus Bambusstämmen und Bambusrohr höchst geschickt zusammensügt und wo möglich mit einem solchen dichten Zaune umgiebt.

Da nun aber der Javanese die gesellige Vereinigung mit befreundeten Stammesgenossen sehr liebt und nur, wenn es die Verhältnisse bedingen, in einsamer Abgeschlossenheit lebt, so pflegt ein hoher Zaun in der Regel mehrere Häuser, ja wohl gar ein ganzes Dorf (Kampong), zu umschließen.

Dieser Zaun schützt die Bewohner eines Hauses oder Dorfes, so wie deren Vieh vor raubgierigen Tigern, die namentlich zur Nachtzeit bewohnte Orte beutesüchtig umschleichen. Gleichzeitig schützt er auch vor feindlichen Ueberrumpelungen und bildet, namentlich bei größeren Kampong's oder Dörfern, eine oft kaum zu überwindende Schutzwehr.

Er wird gewöhnlich aus starken Bambusstämmen, welche in befestigten Kampong's auf einem hohen Erdwalde pallisadenartig aneinandergefügt und nach außen hin mit stacheligem, unzugänglichem Strauchwerke umpflanzt sind, gebildet. Gewöhnlich ist der Zaun, mit oder ohne Erdwall, an zwei Stellen durch eine enge, leicht verschließbare

Pforte, zu welcher von außerhalb her schmale, für Vereinzeltgehende nur eingerichtete Fußwege führen, durchbrochen.

Auf solche Weise wird bei dem üppigen Gedeihen der Pflanzenwelt auf Java die Ueberwachung und Vertheidigung eines ziemlich umfangreichen Dorfes an und für sich schon außerordentlich leicht.

Zur stärkeren Befestigung des Kampong's wird aber häufig die äußere Umgebung desselben in größerer oder geringerer Entfernung noch mit Borang's bepflanzt. Dies sind sehr starke Bambusstäbe, welche, nachdem sie fest in die Erde getrieben worden sind, oben verkohlt und zugespitzt werden. Sie ragen, je nachdem sie auf freier Erde oder im Grase, oder im Gesträuch angebracht sind, mehr oder weniger über den Boden hervor und gehören zu den gefährlichsten Vertheidigungsmitteln. Die kürzeren dringen mit Leichtigkeit durch die dickste Stiefelsohle hindurch, während man beim Vordringen im Grase oder im Gebüsch leicht über die längeren stolpert und sich aufspießt. Mit dieser gefährlichen Eigenschaft verbinden sie eine zweite noch schlimmere, nämlich die Erzeugung höchst bössartiger, schwer heilender Wunden. Letztes mag seine Begründung in dem unvermeidlichen Zurückbleiben des Kohlenmatron (kalireichen Kohle? G.) von der gebrannten Bambusspitze beim Herausziehen der letzten aus dem verwundeten Körpertheile finden.

Die Säuberung eines mit Borang's beplanten Terrains ist mit namenloser Mühe verknüpft, außerordentlich zeitraubend, in manchen Gegenden sogar nur theilweise oder auch gar nicht möglich. Die Beseitigung solcher Borang's kann, da sie außerordentlich fest in die Erde eingefeilt werden und nach der Spitze zu durch das Verkohlen des Bambus eine ungewöhnliche Härte erlangen, allein durch Abhauen eines jeden einzelnen Borang's ermöglicht werden.

Kleinere Kampong's sind gewöhnlich nur mit einem einfachen, aber hohen Bambuszaune umgeben. Einzelne stehende Häuser dagegen sind oft ganz frei, ohne jede Umzäunung.

Sämmtliches Material, dessen der Javanese zur Errichtung seines Hauses bedarf, besteht aus Bambusstämmen, Bambusrohr, starken schnurartigen, aus Bambus gefertigten Fäden, Atap oder Nipahblättern und Rohrmatten. Kein einziger Nagel, Haken, kein Schloß oder Riegel, Haspe oder Klammer von Eisen oder anderem Metall ist an dem ganzen Hause wahrzunehmen.

Eben so einfach, wie das Material, woraus der Javanese sein Haus baut, sind die Instrumente, deren er sich bei der Zubereitung des Materials, sowie bei dessen Zusammenfügen bedient. Sein Hackmesser, Gollok, das er beständig bei sich trägt und zu den verschiedenartigsten häuslichen Verrichtungen sowohl, wie zur Vertheidigung benutzt, und ein kleines Messer, Gollok kitjil, machen sein ganzes, zur Errichtung eines Hauses erforderliches Werkzeug aus.

Die Form des Hauses ist gewöhnlich die eines länglichen Vierecks. Sechs starke Stämme von Bambus, bisweilen auch von Kokusnußbäumen, von denen an jeder Ecke des Hauses sich einer befindet, während die übrigen zwei zu Thürpfeilern dienen, geben im Verein mit dünneren, pfahlartigen Strebepfeilern, auf welchen der 5 bis 6 Fuß über der Erde erhabene Fußboden des Hauses ruht, dem Hause selbst den Haupthalt. Die Wände des Hauses, sowie sein Fußboden, werden aus dicht an einander befestigten Bambusstämmen gebildet. Zwei dieser Wände laufen giebelartig zu; es sind dies die kurzen oder schmälern Seiten des länglichen Vierecks.

In einer von den breiteren befindet sich der Eingang zum Hause, die Thüre, und rechts und links neben derselben eine fensterartige Luke. Die eigentliche, den Eingang verschließende Thüre gleicht einer aus Bambus zusammengesetzten kleinen Wand, welche sich nach Belieben vor den Eingang oder von diesem hinweg seitwärts schieben läßt. In ihrer Mitte ist ein aus Bambusrohr geflochtener Ring zur Aufnahme eines die Thüre an den Eingang befestigenden Bambusstabes angebracht.

Ganz in dieser Art werden die Lieder, welche die Luken verschließen, angefertigt, nur mit dem Unterschiede, daß sie viel kleiner sind und, da sie an ihrem oberen Rande befestigt werden, sich nicht seitwärts schieben lassen, vielmehr vermittelst eines Stabes, wie eine senkrecht hängende Fallthüre, beim Öffnen gestützt werden müssen.

Außer den beiden an der Thürseite des Hauses befindlichen Luken sind bisweilen an den anderen Seiten des Hauses noch zwei bis drei solcher Luken angebracht.

In dem einen der beiden von der Thüre schrägüber gelegenen Winkeln des Wohnzimmers oder inneren Raumes des Hauses befindet sich ein Feuerheerd, der aus einem durch Bambusstämme gebildeten und innen

mit lehmigter Erde angefüllten länglich=viereckigen, 5 bis 6 Fuß langen und 3 bis 4 Fuß breiten Kästen besteht, angebracht. Drei große auf dem Herde befindliche Steine bilden den Dreifuß, auf welchen die zur Zubereitung der Speisen bestimmten Gefäße gestellt werden. Bei dieser einfachen Construction des Feuerherdes ist das häufige und starke Anschlagen der Flamme an die hölzerne Wandung des Hauses unvermeidlich. Für den Europäer ist dies eine ängstliche, Besorgniß erregende Erscheinung. Der Eingeborene bleibt jedoch dabei ganz ruhig, denn, so wenig ich es auch unter solchen Umständen zu begreifen vermag, so ist es doch eine vielfach bestätigte Thatsache, daß das Abbrennen eines Hauses durch Fahrlässigkeit zu den größten Seltenheiten gehört.

Der Rauch des Feuers muß sich in Ermangelung einer eigends dazu bestimmten Oeffnung seinen Weg selbst bahnen. Er dringt in Folge des durch stetes Offenstehen der Thüre hervorgerufenen Luftzuges in der Regel ohne zu belästigen, mit großer Leichtigkeit zwischen den Dachblättern hindurch.

Die zur Bestellung der Küche erforderlichen Geräthschaften des Javanesen zeichnen sich nicht minder durch ihre geringe Anzahl, als durch eine außerordentliche Einfachheit aus. Eine eiserne Pfanne und einige wenige irdene Töpfe, ein Reibeisen, Löffel von Kokusnußschale und einige zum Zerreiben der Gewürze passende Steine pflegen in der Regel den Gesamtvorrath des Javanesen an Kochgeschirr auszumachen.

Der eisernen Pfanne, die ich in dem Kriege auf Java selbst in den entlegensten Ortschaften im Binnenlande vorgefunden habe, bedient man sich sowohl zur Anfertigung der Speisen, als zur Bereitung des Salzes, das man durch einfaches Verdampfen des Seewassers sich zu verschaffen weiß.

Die irdenen, nicht hohen Töpfe werden theils bei der Zubereitung der Speisen, namentlich des Reis, theils zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers in Gebrauch gezogen. Sie zeichnen sich durch eine eigenthümliche Form aus, sind unten breit, laufen oben in einen engen Hals mit breiter Randmündung aus und haben keine Henkel. Sie müssen demzufolge bei ihrer Benutzung mit beiden Händen oben am Halse oder an dessen Rande angefaßt werden. Während dem Kochen

ruhen sie auf den die Stelle des eisernen Dreifußes vertretenden Steinen auf dem Feuerherde.

Mehr bemittelte Javanesen befinden sich auch häufig im Besitze eines oder mehrerer kupferner Töpfe, denen sie, sofern es ihre Mittel erlauben, den Vorzug vor den irdenen Töpfen geben.

In den Besitz der eisernen Pfanne und kupfernen Töpfe gelangt der Bewohner des Binnenlandes von Java gewöhnlich durch Tausch oder Kauf. Die irdenen Gefäße, sowie das Reibeisen und die Löffel von Kokosnuß macht er sich allein. Es lassen die letzten, was Zierlichkeit und Form der Ausführung anbelangt, allerdings häufig etwas zu wünschen übrig; ihren Zweck erfüllen sie jedoch vollkommen.

Das Reibeisen, dessen sie sich fast ausschließlich zum Reiben des Kokosnußkerns und des Dingding bedienen, besteht aus einem ungefähr 12 Zoll langen und 6 Zoll breiten, mit kurzen Drahtstiften bepflanzen Brettchen, das große Ähnlichkeit mit unserer Flachshechel besitzt.

Von den zum Zerreiben der Gewürze bestimmten Steinen ist der eine mörserartig ausgehöhlt, während der andere mehr die Form einer Reibekule besitzt.

Der andere, schräg über von der Thüre gelegene Winkel dient zur Schlummerstätte, die aus nichts weiterem, als aus einer dünnen Rohrmatte und einer aus gewebtem oder geflochtenem Stoffe gefertigten, innen mit Baumwolle ausgestopften kleinen Rolle, worauf der Kopf ruht, besteht. Bei Ausfüterung dieser Schlummerrolle giebt der Javaneze dem Kappok, einer Baumwollenart, welche von einem hohen, gurkenförmige und herabhängende Früchte tragenden Baume gewonnen wird, den Vorzug. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlich im Handel vorkommenden Baumwolle dadurch, daß sie elastischer ist, wie diese, der Kürze ihrer Fäden wegen aber sich weniger zum Spinnen und Weben eignet.

Eine Decke zur Einhüllung des Körpers kennt der Javaneze nicht. Fühlt er jemals das Bedürfniß, sich stärker zu bedecken, so schürzt er sein einfaches, von der Brust bis über die Knie herabreichendes sackförmiges Kleidungsstück (Sarong), welches er des Abends beim Schlafengehen nicht ablegt, oben an der Brust auf und zieht es sackartig bis über die Schultern.

Bei einigermaßen bemittelten Javanesen ist dieser zur Schlafstätte bestimmte Winkel des Hauses durch einen kattunenen Vorhang abgesperrt. In den Wohnungen der Armeren dagegen wird er als solcher nur durch die Anwesenheit der um die Schlummerrolle gewickelten Matte bezeichnet.

Der Fußboden und die Wände des Hauses bestehen aus dicht an einander befestigten Bambusstämmen, nur mit dem Unterschiede, daß die Bambusstämme der Wand entweder ganz frei daliegen, oder höchstens mit Palmenblättern einfach bekleidet werden, während die den Fußboden bildenden mit einer großen, über das ganze Zimmer reichenden Rohrmatte bedeckt sind.

Das Dach des Hauses läuft ziemlich spitz zu, ragt ungefähr 2 Fuß über die Wandungen des Hauses hinweg und bildet die Decke des einzigen, aber großen Zimmers des Hauses. Seine Construction ist eben so einfach, als interessant. Auf seinem leichten Gesparre ruhen nämlich in entsprechender Entfernung von einander, ganz nach Art unserer Dachziegellatten, lange Stücke von ziemlich starkem Bambusrohr, an welchem die Blätter einer niedrigen, in salzigen Morästen wachsenden Palmenart, Nipa benannt, höchst zweckmäßig angebracht sind. Statt der Nipablätter nimmt man aber auch bisweilen die Blätter einer anderen, unter dem Namen Kirai bekannten Palmenart, welche in Hochländern wächst und, der vorigen sehr ähnlich, im süßen Wasser gedeiht. Diese Blätter werden derartig um den sie tragenden Bambusstock geschlagen, daß das vordere und hintere Ende des Blattes, — das Blatt selbst also doppelt, — auf einander zu liegen kommt. Ist dieses geschehen, so nimmt der Javanese einen feinen, von Bambusrohr höchst geschickt bereiteten Bindfaden, sticht diesen dicht am Bambusstabe durch das zusammengelegte Blatt und heftet es fest, aber so, daß das nächstfolgende immer das vorhergehende zur Hälfte bedeckt.

Die einzelnen, auf diese Weise mit Blättern versehenen Bambusstäbe werden alsdann theils neben, theils über einander auf dem Gesparre des Daches ebenfalls mit Bambusrohr so festgebunden, daß das Ganze ein überaus regelmäßiges und zierliches Aussehen erhält und Wind und Wetter zu trocken im Stande ist. Um jedoch dem Emporheben und Zerreißen der Blätter durch den Wind entsprechend vorzubeugen, bindet der Javanese noch außen quer über die Blät-

ter hinweglaufende dünne Bambusstäbe fest. Die auf diese Weise gebildete Außenseite des Daches läßt sich nöthigenfalls oben am Firsten des Daches theilen, abnehmen und, von 18 bis 20 Mann getragen, auf das Gesparre eines anderen Hauses beliebig legen.

Der Fußboden des einzigen Zimmers im Hause ruht, wie bereits erwähnt, nicht unmittelbar auf der Erde, sondern auf 5 bis 6 Fuß hohen Stützen von Bambusstämmen. Durch diese sonderbare Bauart will man sich nämlich vor den in diesen Gegenden nachtheiligen Ausdünstungen der Erde zur Nachtzeit und vor allerlei kriechendem Gewürm, namentlich vor einer eigenen Art weißer Ameisen und Schlangen, schützen. Man muß demnach, um in den bewohnbaren Raum des Hauses zu gelangen, eine ungefähr 4 Fuß breite, mit brettartigen Sprossen versehene Leiter oder Treppe hinaufsteigen.

Bei ärmeren Leuten bleibt der Raum unter dem in der Schweb gehaltenen Fußboden offen und unbenutzt. Sieht sich der Javanese dagegen im Besitze von Federvieh (Hühnern oder Enten), so umschließt er diesen Raum und benützt ihn, mit Ausnahme seines alsdann sorgfältig abgeschlossenen mittleren Raumes, zu Stallungen für sein Vieh.

Der mittlere Theil ist nämlich zur Aufnahme von Kehrlicht oder Gemülle, das wohl brennbar ist, aber angezündet keine hochschlagende Flamme bildet, bestimmt. Dieses Gemülle zündet der Javanese bei Anbruch des Abends an, um sich durch den auf diese Weise erzeugten schwachen Rauch, der eben so gut seitwärts in die Stallung, als nach oben hin durch den spaltenreichen Fußboden und die auf demselben ruhende poröse Rohrmatte ununterbrochen die ganze Nacht hindurch in das Wohnzimmer dringt und Thiere und Menschen im Schlafe vor gefährlichen Mücken schützt, Ruhe zu schaffen.

Der wohlhabende Javanese bringt außen am Hause an der Thürseite eine Gallerie an und pflegt den Kochheerd, den der weniger Bemittelte in einer Ecke des Wohnzimmers anbringt, hierher zu verlegen. Gestatten es seine Mittel, dann schneidet er auch noch einen Theil des Wohnzimmers durch eine mit einer Thüre versehene Bambuswand ab und bestimmt denselben zur nächtlichen Ruhestätte.

Außen um das Haus zieht der Javanese, wie schon erwähnt, wenn dasselbe vereinzelt dasteht, zur Abwehr der hier in großer Menge

vorkommenden Tiger und anderer Ungeheuer der Wildniß, einen hohen Zaun von Bambusstämmen. Nur die Hütte des Armen, Unbemittelten steht frei und ohne Schutzwehr da.

Neben dem Wohnhause des Javanesen steht sein Lombong (Reischober, Scheuer), der ebenfalls aus dem oben beschriebenen Baumaterial errichtet wird, jedoch weniger hoch mit dem Fußboden von der Erdoberfläche entfernt ist und nach oben zu breit ausläuft, also mehr die Form eines viereckigen, mit der Spitze nach unten befindlichen Kegels annimmt.

Der Lombong dient ihm zur Aufbewahrung seines Reisevorrathes und entspricht seiner Größe nach genau der Quantität des einzuerntenden Reises, so daß der Kenner den Umfang des alljährlichen Reisebaues seines Besitzers genau danach abzuschätzen im Stande ist. Der Javanese pflegt nämlich den geernteten Reis in Büscheln aufzubewahren und stets nur so viel davon zu entkörnern, als er gerade zum eigenen Gebrauche bedarf. Daß dies natürlich in der Nähe belebter Strandorte oder größerer, von Europäern und Chinesen bewohnter Binnenorte, wo der echte Typus der Lebensweise des Javanesen sich bereits sehr zu verlieren beginnt, einer Abweichung unterworfen ist, darf wohl nicht erst gesagt werden.

Ungefähr 20 Schritt von der Wohnung des Javanesen steht sein Kandang oder Kraal (Stall), worin er seine beiden Karbauen oder Zugbüffel hält. Ein Theil von dem Kandang ist durch eine Bambuswand von der für die Büffel bestimmten Räumlichkeit getrennt, und in diesem auf solche Weise gebildeten Kämmerchen bewahrt der Javanese seine zum Feldbau erforderlichen Geräthschaften und Werkzeuge. Letzte bestehen aus einer Patjol (Hacke), einem Parang (Hackmesser), einer Harrit (Grassichel), einem Ani=ani (ein kleines zum Reisschneiden erforderliches Messer), einer Pedatie (zweirädrige Büffelkarre), einem Luku sinkul (Pflug ohne Räder), einer Garoh (Egge), einem Lumpang (Reisblock) und eines Alu=alu (Reisstampfer).

Der Lumpang ist ein 3 Fuß langes und $1\frac{1}{2}$ Fuß breites Stück Baumstamm. Zwei Drittheile desselben sind trogartig ausgehöhlt und dienen dem Javanen zur Entkörnung der Reisaehren mittelst des 4 bis 5 Fuß langen und 3 Zoll starken, nach unten stumpf zugespitzten Alu=alu oder Reisstampfers. In dem noch übrigen Drittheile dieses

Baumstückes ist ein kegelförmiges, oben weites, nach unten zu aber enges Loch, in welchem die auf eben genannte Art gewonnenen Reiskörner, dem täglichen Bedarfe angemessen, wiederum durch Stampfen mit dem *Alu=alu* enthüllt werden.

Außer diesen zum Reisbaue erforderlichen Werkzeugen besitzt der Javanese noch zwei für seinen Hausbedarf bestimmte Instrumente, einen *Gollok* (großes Haus- oder Hackmesser) und einen *Gollok fitjil* (ein kleines Messer), die beide schon erwähnt waren (S. 89).

Den *Gollok* trägt er stets bei sich. Er hängt an der Hüfte in einer aus 2 Stücken Bambusrohr gefertigten weiten Scheide, welche derartig an einem Gurte um den Leib angebracht ist, daß die starke Messerklinge fortwährend beim Gehen an die Seitewände der Scheide anschlägt und dadurch ein lautes klapperndes Geräusch erzeugt. Es ist dies eine Vorkehrung, auf die der Javanese bei der Bildung der Scheide darum so bedacht ist, weil dem Tiger jedes klappernartige Geräusch zuwider ist. Der Javane, der das weiß, sucht sich demnach beim Gehen durch den Wald auf diese Weise vor den Anfällen des gefährlichen Thieres zu schützen.

Die Klinge des *Gollok*, d. i. des großen Haus- oder Hackmessers, befindet sich an einem aus Büffelhorn oder hartem Holze gefertigten einfachen Griffe, läuft nach der Spitze zu bauchig, mit der Schneide nach dem Rücken spitz zugebogen aus. Ihr Rücken dagegen bildet eine gerade Linie und ist von ziemlicher Breite.

Mit dem *Gollok* fällt der Javanese Bäume, bearbeitet sie zweckmäßig bei Errichtung seiner Baulichkeiten, spaltet damit sein Brennholz, zerschlägt damit die Schale der Kokosnuß, ja in Nothfällen dient er ihm selbst zur eigenen Vertheidigung.

Den *Gollok fitjil*, das kleine Hausmesser, trägt er ebenfalls in einer kleinen, nach unten zu gewöhnlich offenen, aus einem dünnen, ausgehöhlten Aste bestehenden Scheide bei sich. Seine Klinge läuft geradezu in eine messerartige Spitze aus, ist verhältnißmäßig dick und dient dem Javanesen zu den mannigfaltigsten häuslichen Arbeiten, namentlich aber zum Bohren kleiner Löcher und zum Schnitzen und Spalten des Bambus, aus welchem er mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit die feinsten Fäden zu machen versteht.

Der Waffenvorrath des Javanesen besteht aus einem Kle-

wang (Säbel), einem Tumbak (Pike oder Lanze), einem Schießgewehr und dem Griff.

Der Kewang hat einen starken Griff von Büffelhorn und eine 2 Fuß lange und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breite Klinge, deren starker Rücken ganz gerade, deren Schneide aber bauchig spitz zuläuft. Die Klinge wird, weniger um die damit erzeugten Wunden zu verschlimmern und zu vergiften, als in der Absicht, dieselbe vor Rost zu bewahren, mit Limonensaft und Arsenik eingerieben. Sie steckt in einer einfachen Holzscheide von Bambus.

Der Tumbak hat einen 15 Fuß langen hölzernen Stiel und eine breite, zweischneidige eiserne Lanzenspize.

Der Griff ist eine dolchartige Stoßwaffe, mit der nöthigenfalls auch Hieb- und Schnittwunden erzeugt werden können. Er wird dolchartig unter dem Gurt um den Leib getragen und hat eine metallene Scheide, an deren einen Seite sich eine ungefähr 2 Linien breite, mit scharlachrothem Tuche ausgefüllte Spalte befindet. Bei weniger Bemittelten ist die äußere Scheidenhülle von Messing, bei Reichen dagegen von Gold und mit Diamanten reich besetzt. In dieser metallenen Scheide befindet sich eine zweite von hartem Holz.

Sein Griff ist von ausgesuchtem harten Holze von kolossaler, aber äußerst gefälliger Form. Er würde, was Zeichnung und Sauberkeit der Arbeit anbetrifft, den geschicktesten Bildhauern Europa's Ehre machen. Seine Anfertigung liefert den schlagendsten Beweis von der Geschicklichkeit und der namenlosen Geduld des Javanesen, der sich zu seiner Ausarbeitung nur des Gollok fitzil, und zur Politur und Glättung des Holzes der rauhen Haut eines Seeisfisches bedient.

Die Klinge des Griff ist anscheinend zweischneidig, ohne schneidenartig geschärft zu sein, in der Mitte dick, ungefähr 1 Fuß lang, einen reichlichen Zoll breit und schlangenartig gekrümmt. Ihre Spitze ist nicht dolchartig geschliffen, bedarf also, wenn sie eindringen soll, schon eines starken Druckes.

Sie wird mit Limonensaft und Arsenik, welcher letzte zwischen zwei Steinen pulverisirt wird, in der Absicht, die damit hervorgebrachten Wunden zu vergiften, von Zeit zu Zeit stark eingerieben und alsdann zum Trocknen in die Sonne gelegt. Je öfter die Klinge mit dieser gefährlichen Mischung eingerieben worden, desto rauher wird sie an

ihrer ganzen Oberfläche. Ihre Spitze und schneidenartigen Seiten erlangen auf diese Weise eine feilen- oder sägenartige Rauhigkeit, welche die Haut leicht ritzt und gefährliche Verwundungen hervorruft. Daher kommt es auch, daß der Javanese den Werth einer Griffklinge nach ihrem Alter bestimmt und den Griff, je mehr die Außenseite desselben von der erwähnten Mischung angegriffen ist, auch um so theurer bezahlt.

Die Schießwaffe der Javanesen bestand früher aus dem aus China nach Ostindien gekommenen Luntengewehr. Durch den immer mehr zunehmenden Verkehr mit europäischen Handelsleuten aber sind sie nunmehr in den Besitz von Gewehren mit Feuereschloßern gelangt. Seitdem sie uns während meiner Dienstzeit in Ostindien Kanonen abgenommen haben, sind sie sofort darauf bedacht gewesen, sich auch in den Besitz dieser Schußwaffe zu setzen. Woher sie dieselben, mit Ausnahme der wenigen von uns erbeuteten Kanonen, bezogen haben, ist uns jedoch fremd geblieben, und wir wissen nur so viel mit Bestimmtheit anzugeben, daß dieselben aus englischen Gießereien hervorgegangen sind.

Das Gießen der Flintenkugeln, sowie die Aufertigung des Schießpulvers, dessen Bereitung sie unzweifelhaft von den Chinesen erlernt haben, ist Sache der Frauen. Das Schießpulver ist an und für sich, wie man es bei solcher Bereitung leicht denken kann, schlecht und höchstens mit unserem verdorbenen Kanonenpulver zu vergleichen.

Ein bestimmtes Maas beim Verbrache desselben kennt der Javanese nicht. Er schüttet beim Laden des Gewehres nach Gutdünken hinein.

Zum Laden der Kanonen bedient er sich in Ermangelung der bei uns üblichen Kanonenkugeln möglichst runder Steine.

Bemerkenswerth dürfte noch sein, daß der Javanese im Gebrauche des gewöhnlichen Schießgewehres noch immer sehr ungeschickt ist, und daß er die Kanonen fortwährend am meisten fürchtet. Der Donner dieser letzten macht ihn, und, wenn er bisher noch so tapfer im Kampf gestanden, wankend und zur Flucht geneigt.

Zur Erleuchtung seiner häuslichen Räumlichkeit bedient sich der Javanese in den Abendstunden eines viereckigen pfannenartigen Gefäßes von Thon, das er mit flüssigen brennbaren Stoffen, wie Kokusöl, Erdöl, Katjangöl (Bohnenöl) u. dgl. füllt. In jeder Ecke dieses

mitten im Zimmer angebrachten Gefäßes ruht ein baumwollener Docht, dessen oberes Ende über den Rand des Gefäßes hervorraget, während sein unteres Ende in der öligen Flüssigkeit ruht.

Außer dieser großen Hängelampe hat er noch kleine irdene Handlampen im Gebrauch. Bei Verrichtungen außer dem Hause giebt er jedoch der Obur- oder Dammerfackel den Vorzug. Sie ist sein treuer Begleiter, so oft er in den Abendstunden oder zur Nachtzeit die Umzäunung seines Hauses oder Dorfes verläßt und anerkanntermaßen das beste Schutzmittel gegen die raubgierigen Tiger, die namentlich bei nächtlichem Dunkel die Dörfer umschleichen und Thiere und Menschen zu rauben bemüht sind.

Bei der hier zu Lande nicht üblichen Sitte, die Straßen in den Städten des Abends zu erleuchten, spielt die Dammerfackel auch in den größeren Binnenstädten und Hafenplätzen eine wichtige Rolle. Beim Ausfahren in der Dunkelheit ist der hinten am Wagen aufsitze Besdiente stets mit einer brennenden Fackel versehen. Reitet man aus, oder spaziert man in den Straßen umher, so läßt sich der wohlhabende Europäer sowohl, wie der Inländer, den Pfad vor und hinter sich durch dienstbare Geister mit lodernden Fackeln erhellen.

Die Bereitungsweise der Dammerfackeln ist, da sie aus weiter nichts, als aus einem mit Dammerharz gefüllten Bambusrohr bestehen, eine höchst einfache und billige. Indem das Bambusrohr sich hier in unendlicher Menge vorfindet, und das Harz ohne alle Mühe in den Wäldern den Bäumen entquillt, also nur gesammelt zu werden braucht, so hat es selbst der ärmste Javanese nicht nothwendig, haushälterisch und sparsam im Verbrauche dieser Artikel zu Werke zu gehen.

So wie bei uns in den niederen Klassen der Bevölkerung die Kartoffel und Brod, welches letzte dem Javanesen gänzlich fremd ist, so bildet in Java der Reis das hauptsächlichste Nahrungsmittel. Während der ärmere Bewohner dieses Landes fast nur von Reis lebt, darf selbst bei keiner Mahlzeit des Reichen dieses mit Recht so gepriesene und in hohen Ehren gehaltene Nahrungsmittel fehlen.

Seine Zubereitung ist folgende: Nachdem er enthüllt und gereinigt worden, wird er mit Wasser angefeßt, bis er dreiviertel weich gekocht ist; alsdann wird das Wasser abgegossen, der Topf mit dem Reis aber verdeckt über glühende Kohlen gestellt und so lange ruhig

stehen gelassen, bis der Reis durch die in Topfe sich entwickelnden Dämpfe völlig gar wird. Auf diese Weise wird der Reis zwar weich, aber keinesweges breiartig; jedes einzelne Korn bleibt ganz und von dem ihm benachbarten getrennt. In diesem Zustande wird er in ein geflochtenes Körbchen gethan und aufgetragen, oder auch, was namentlich bei einer größeren Anzahl von Tischgenossen häufig der Fall ist, aus diesem Körbchen wieder auf ein im Kreise der Speisenden ausgebreitetes großes Pisangblatt geschüttet. Die Speisenden, welche, da der Javanese weder Tisch noch Stühle besitzt, um eine als Tisch dienende Matte herum sitzen, greifen nun nach einem Stück Pisangblatt, deren stets bei Tische eine große Menge zu diesem Zwecke bereit liegen, drückt es teller- oder napfartig in die linke Hand, nimmt mit der rechten eine beliebige Portion, gewöhnlich eine Handvoll, von dem aufgetragenen Reis, thut diese in das erwähnte Stück Pisangblatt, holt sich — aber immer wieder nur mit der rechten Hand — etwas Lambal (eine stets bereitstehende Mischung von gestoßenem spanischen Taschenpfeffer, Salz und etwas Limonensaft), schüttet denselben über den Reis, durchmischt ihn mit den Fingern und ißt ihn ganz in der Art, wie wenn man in Europa kleine Krümchen Backwerk mit den Fingerspitzen in größerer Menge vom Tische oder Teller aufnimmt und in den Mund steckt. Bisweilen ißt er dazu noch Sayör, eine dünne, suppenartig bereitete Sauce. Es geschieht dies aber im Ganzen so selten, daß es hier nur der Vollständigkeit wegen erwähnt zu werden verdient.

Der Sayör oder die Kerri-Sauce wird aus Blättern wohlschmeckender Kräuter, aus Knoblauch, Zwiebeln, einem fenchel- oder kümmelartigen Gewürz, Lambal, Ingwer und Curcuma bereitet. Die Curcuma bildet insofern einen Hauptbestandtheil dieser Sauce, weil es nach hiesiger Sitte zu den Haupterfordernissen gehört, daß dieselbe möglichst gelb aussehe.

Ist der Javanese zufällig im Besitze von getrocknetem Fisch oder Dingding (getrocknetem Fleisch), so legt er sich ein Stück von diesem, nachdem er es zuvor stark geklopft, auf Kohlen, läßt es auf beiden Seiten so lange rösten, bis es gelbbraun wird und ißt es zum Reis, wie wir das Brot bei Tische. Er nimmt es jedoch nicht in die Hand,

um davon zu beißen, sondern bricht sich von Zeit zu Zeit ein Stückchen von dieser harten holzähnlichen Masse ab.

Ziegenfleisch pflegt der echte Javanese selten, Schweinefleisch aber nie zu essen. Da er aber nur bei Hochzeiten und anderen großen Festlichkeiten Büffel und Hühner zu schlachten pflegt und sich, mit Ausnahme der meist schon von ihrer ursprünglichen Lebensweise abweichenden Strandbewohner, mit Fischfang weniger beschäftigt, so gehört der Genuß frischen Fleisches bei den Binnenbewohnern Java's zu den Seltenheiten.

Wird ein Büffel geschlachtet, so gebührt das Herz dem Dorfhauptlinge, während das übrige Fleisch und die Eingeweide gleichmäßig unter die Bevölkerung vertheilt werden.

Die Zubereitungsweise des frischen Fleisches, gleichviel ob es von Büffel, von Hühnern oder Fischen herrührt, ist eine vierfache.

Bei der einen, unter dem Namen *Sassati* bekannten Bereitungsart wird das Fleisch in kleine viereckige Stücke zerschnitten, in *Lambal*, der zuvor, um ihn fettig zu machen, mit etwas Kokosnussmilch angemischt worden ist, gehörig umhergewälzt, an Stäbchen gereiht und über Kohlen gebraten. Bei Tische erfaßt der Javanese ein solches Stäbchen mit den Fingern überaus zierlich, und beißt die daran befindlichen Stückchen Fleisch einzeln von dem Stäbchen ab.

Die zweite Zubereitungsart besteht darin, daß man das frische Fleisch würfelartig zerschneidet und mit Kokosnussmilch vermischt kocht. Auf diese Weise bereitet wird es mit Löffeln von Kokosnusschalen gesuppt oder aus Kokosnusschalen getrunken, oder es wird, nachdem das Fleisch mit Löffeln herausgefischt und gegessen worden, mit einem Löffel etwas von der übrig bleibenden Suppe über den Reis im *Pisang*-blatte der linken Hand gegessen.

Eine dritte Art betrifft wohl auch Fische, mehr als diese aber noch Hühner, welche gewöhnlich erst eine halbe Stunde vor ihrer Zubereitung geschlachtet werden. Das Huhn wird nämlich, nachdem es gerüpft und ausgenommen worden, am Rücken der Länge nach aufgeschnitten und, nachdem der Brustknochen eingedrückt worden, mit *Bambus*stäbchen ausgespannt erhalten, alsdann mit einer Mischung von *Lambal* und *Tamarinden*muß stark eingerieben und über Kohlenfeuer gar gebacken.

Die vierte Bereitungsweise des frischen Fleisches endlich ist die mit der bereits angegebenen Kerri-Sauce.

Das nicht sofort verbrauchte frische, sowie das von vornherein dazu bestimmte Fleisch trodnet der Javanese. Er schneidet es zu diesem Zwecke, nach Art des Beefsteakfleisches, längs der Fleischfaser in möglichst dünne Scheiben, reibt es mit Salz, gestoßenem Pfeffer, gestoßenen Gewürznelken, Tamarindenmus, Katumbar und Gintang (zwei nach Fenchel und Anis schmeckenden Gewürzen) tüchtig ein, legt es alsdann in einen irdenen Topf und läßt es 12 Stunden stehen.

Nach dieser Zeit wird es wieder aus dem Topfe herausgenommen, an lange schnürartige Bambusfäden angereiht und so lange der Einwirkung der glühendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis es knochenhart geworden. So zubereitet führt es den Namen Dingding und wird an einem lustigen Orte, sehr häufig oben im Zimmer in der Nähe des Feuerherdes hängend, aufbewahrt. Es hält sich sehr lange und bleibt über ein volles Jahr hinaus wohlschmeckend und genießbar. Gleichzeitig bleibt es in Folge der daran haftenden Gewürze von Insekten völlig verschont.

Der meiste Dingding wird aus Karbaufleisch (Büffelfleisch) gemacht. Der von Hirschfleisch gefertigte dagegen übertrifft den eben genannten an Feinheit des Geschmacks und heißt Dingding menjangang.

Vom Schwein macht der Javanese darum keinen Dingding, weil ihm seine religiösen Gesetze den Genuß, ja selbst die Berührung dieses Thieres streng verbieten. Die in holländischem Militärdienst stehenden Javanesen nehmen es jedoch weniger genau damit. Sie tragen uns, allerdings unter dem Anscheine großen Widerwillens, die auf der Jagd geschossenen wilden Schweine nicht bloß nach Hause in unsere Kasernen, sondern helfen auch aus dem von dem Bedarf zu einer Mahlzeit übrig bleibenden Fleische Dingding bereiten.

Sehr beliebt sind bei den Javanesen Teller assin, gesalzene Eutencier. Sie werden auf folgende Weise bereitet: Man nimmt 2 Theile Salz, 1 Theil Holzasche und 1 Theil Lehm, rührt diese Masse mit etwas Wasser zu einem dicken lehmigen Teige an und beklebt damit jedes einzelne Ei recht dick. Die so zubereiteten Eier werden zur Verhütung des Aneinanderklebens nochmals in trockner Holzasche umhergewälzt und in großen irdenen Töpfen übereinander geschichtet, 3 bis 4 Wochen auf-

bewahrt. Während dieser Zeit durchdringt das in der erwähnten teigartigen Mischung enthaltene Salz das ganze Ei, das vor seiner Zubereitung zur Abweichung des seine Schale umgebenden Teiges stets erst in kaltes Wasser gelegt wird. Von seiner Umhüllung befreit, wird das Telloe assin sorgfältig abgewaschen, in siedendem Wasser hart gekocht und umgeschält, aber seiner Länge nach mitten durchgeschnitten aufgetragen und zum Reis gegessen.

Das Leckerste von Allem jedoch ist für den Javanesen der Genuß einer ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll langen und $\frac{3}{4}$ Zoll starken Käferpuppe, die sich in alten hohlen Baumstämmen vorfindet. Sie wird auf Kohlen so lange geröstet, bis sie zu plätzen droht. Ihrer Seltenheit wegen bildet sie gewöhnlich nur eine Speise für die Häuptlinge.

Schildkröteneier und eßbare Schwalbennester kommen nur auf den Tafeln größerer Häuptlinge und Fürsten zum Vorschein. Die Zubereitung der letztern ist eine eben so einfache, als geschmackreiche. Die Nester werden, nachdem sie auf's Sorgfältigste gereinigt und in Stücke gebrochen worden, den Hühnersuppen beigemischt. Sie lösen sich während des Kochens in derselben nur theilweise auf und geben der an sich kräftigen Suppe einen überaus angenehmen gelatinösen Beigeschmack. Die einzelnen Stückchen erlangen an und für sich eine Durchsichtigkeit, wie der Sago, und ersetzen dessen Stelle bei glänzenden Mahlzeiten. Sie gelten für sehr nahrhaft und werden namentlich von reichen, durch Krankheit oder Strapazen heruntergekommenen Personen mit ersichtlichem Erfolge der Kräftigung wegen genossen. Ihres hohen Preises wegen sind sie aber, wie bereits angedeutet, nur für Häuptlinge oder reiche Privatleute zu beschaffen.

Sehr beliebt bei den wohlhabenden Javanesen ist endlich noch ein mehr zum Naschwerk, als zur Stillung des Hungers dienendes Gebäck, Kwee-kwee genannt. Es wird von verschiedenen Reisarten, geriebener Kokosnuß, Zucker, Ingwer und Syrup bereitet und in den Städten in ungewöhnlicher Menge feilgeboten.

Das seltsamste Naschwerk von allen dürfte jedoch wohl das sein, was sich die Frauen hier bereiten und welches mit unbegrenzter Leidenschaft von ihnen genossen wird. Es wird aus einer eigenen Art rother Thonerde bereitet und, wie die in Düten verabreichte Conditorewaare bei den der Naschsucht ergebenen Europäern, in der Zwischen-

zeit gegessen. Da es bei der Männerwelt wenig beliebt ist, gilt es ausschließlich für ein Naschwerk vieler Frauen, die es fast stets bei sich zu tragen pflegen. Sein Genuß schadet indessen der Gesundheit und ruft nicht selten eine schwer zu beseitigende Appetitlosigkeit hervor.

Der dazu verwendbare rothe Thon wird, nachdem er halb gebrannt ist, in dünne längliche Scheiben geschnitten, welche dadurch, ganz wie die gewöhnliche europäische feste Hausseife, wenn sie geschabt wird, eine locken- oder wellenartige Form erhält. Ist dieses geschehen, so wird sie bis zur völligen Trockenheit gebrannt und das Naschwerk ist fertig.

Der tiefer im Binnenlande wohnende Javanese, dem derartige Leckerereien noch fremd sind, sucht durch Zubereitung verschiedener Gemüsearten oder durch Beimischung aromatischer Pflanzen und Ingredienzien einige Abwechslung in die Einförmigkeit seiner Nahrungsmittel zu bringen.

Mais und Erdfrüchte, wie Obis, Dams (inländische, süßlich schmeckende Kartoffeln) verschmäht der arme Javanese in den Städten, wo gekochter Reis und Lambal fortwährend zu einem äußerst niedrigen Preise feilgeboten werden, ganz und gar. Sie werden nur im Binnenlande, und auch hier nur in gewissen Districten von Eingeborenen genossen.

Daß die im Laufe der Zeit mit europäischen und chinesischen Sitten und Gebräuchen bereits vertraut gewordenen einheimischen Fürsten von der eigentlichen Lebensweise der Bevölkerung auf Java in mannigfacher Weise abzuweichen pflegen, wird man sich leicht denken können. Sie halten sich Köche und lieben eine möglichst große Mannigfaltigkeit der Speisen. Je größer die Anzahl der aufgetragenen Schüsseln, je mannigfacher und verschiedenartiger ihre Zubereitung gewesen, desto glänzender war auch der Schmaus.

So gern und so stark der vornehme Javanese zu essen pflegt, so begnügt er sich doch gern mit einer geringeren Quantität der Speisen, vorausgesetzt, daß deren Qualität seiner Leckerhaftigkeit entspricht. Er ist zufrieden, wenn er sich mit Reisspeisen sättigen und von den feineren, selteneren Gerichten nöthigenfalls nur kosten kann.

Hinsichtlich der Getränke dagegen ist der Javanese, vom Vornehmsten an bis zum Niedrigsten herab, beisspiellos genügsam. Selbst

bei schwerer Arbeit fühlt er das Bedürfniß nach erregenden Getränken nicht. Er trinkt überhaupt wenig und scheint die Qualen ermattenden Durstes auch bei großer Hitze nicht zu empfinden. Sein gewöhnliches Getränk pflegt, sofern bei ihm das Bedürfniß zu trinken eintritt, Wasser aus dem ersten besten Flusse zu sein. Ob dasselbe hell und klar, oder, wie dies bei fließendem Wasser hier sehr häufig der Fall, trüb und mit erdigen Bestandtheilen übersättigt ist, das kümmert ihn wenig. Nur dann, wenn es in Folge starker anhaltender Regengüsse in den Gebirgen gar zu trüb und ungenießbar wird, trägt er Sorge dafür, daß das zum Genuße bestimmte Wasser erst einige Tage in irdenen Gefäßen ruhig stehen bleibt, bevor es genossen wird.

Der Europäer dagegen muß alles Trinkwasser aus gesundheitlichen Rücksichten mindestens 14 Tage hindurch in großen irdenen Töpfen an kühlen Orten aufbewahrt haben, bevor er es zu trinken wagen darf. Diese eigens dazu bestimmten Töpfe haben gewöhnlich eine Höhe von 6 Fuß und stehen in größerer oder geringerer Anzahl in kühlen, gleichzeitig zum Baden eingerichteten Zimmern. Zum größeren Schutze vor lästigen flechtenartigen Ausschlägen, welche auf den Genuß des hiesigen Wassers gern zu folgen pflegen, bedienen sich wohlhabende Europäer, um das hiesige, allgemein schlecht schmeckende Wasser zu klären, dazu mitgebrachter Tropfsteine (? G.) und anderer Filtrirapparate.

Gilt es, größere Festlichkeiten durch den Genuß eines außergewöhnlichen Getränkes zu erhöhen, so bereitet sich der Javanese ein eigenthümlich berauschesndes, aus gährendem Reis erzeugtes Getränk.

In Städten wie Samarang und Batavia, wo Europäer und Chinesen in die ursprüngliche Lebensweise der Javanesen bereits mancherlei Veränderungen zu bringen gewußt haben, sieht man allerdings im Widerspruche zu dem oben Gesagten in allen Straßen kühlende Getränke aus Limonensaft, Zucker und schleimigen Sämereien bereitet, feilbieten. Der gewöhnliche, im Binnenlande wohnende Javanese kennt einerseits diese Getränke nicht und würde sie andererseits bei seiner großen Gemüthsamkeit für etwas Ueberflüssiges, der Mühe nicht Lohnendes halten.

Das einzige Getränk, welches der Javanese mit wahrer Leidenschaft genießt, ist Kaffee. Er bereitet ihn aber nur schwach und versetzt ihn mit etwas Zucker (ohne Milch). In Ermangelung der bis-

weilen selten werdenden Bohnen bedient er sich der Blätter des Kaffeebaumes bei der Zubereitung seines Göttertrankes. —

Eine gewisse Rangordnung oder Beobachtung herkömmlicher Gebräuche findet bei dem Javanesen, mit Ausnahme der Sitte, daß der größere Häuptling allein, oder nur in Gemeinschaft mit Seinesgleichen speist, nicht statt. Er kauert sich, nachdem er zuvor seine Hände auf das Sorgfältigste gereinigt hat, auf eine Rohrmatte am Rande einer bunten Binsenmatte, auf welcher in Ermangelung eines Tisches die Speisen aufgetragen werden nach Art der europäischen Schneider während der Arbeit, hin, und langt ohne allen Zwang zu, so lange es ihm behagt. Neben ihm steht eine Kokusschale mit Wasser, in welches er, der Keulichkeit wegen, von Zeit zu Zeit die Finger taucht.

In Ermangelung der Teller liegen Pisangblätter auf der zum Tische dienenden Binsenmatte zum beliebigen Gebrauche bereit. Von diesen reißt sich ein Jeder, so oft er eine neue Portion Speise zu nehmen Willens ist, ein Stück ab und drückt es in die Höhlung der halb geschlossenen linken Hand zwischen Daumen und Zeigefinger derartig hinein, daß der benutzte Blatttheil eine düten- oder schüsselartige Form erhält. Zur Erleichterung dieses Verfahrens kommen nicht selten die Pisangblätter bereits in angemessene Stücke gerissen auf die Binsenmatte, nachdem sie zuvor, der Bequemlichkeit wegen, über glühende Kohlen oder aufsteigende Wasserdämpfe gehalten worden sind. Sie verlieren auf diese Weise zwar an Färbung und Glätte, und erhalten ein gelbliches Aussehen, werden aber auch weicher und süßamer.

So abstoßend und unmanierlich die Nachricht von dem Gebrauche der Finger beim Essen immer klingen mag, so muß man dem Javanesen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit einer gewissen Zierlichkeit ist. Mit dem Daumen auf der einen, mit den vier übrigen dicht aneinander geschlossenen Fingern der rechten Hand auf der anderen Seite erfaßt er behutsam eine kleine Portion von der auf dem Pisangblatte in der linken Hand ruhenden Speise, drückt diese von mehreren Seiten zusammen und führt sie mit solcher Geschicklichkeit nach dem Munde, daß nicht das Geringste den zierlich geschlossenen Fingern auf dem Wege dahin entfällt.

Er pflegt mit der größten Gemächlichkeit seine Nahrung zu sich zu nehmen und läßt sich nur durch die dringendste Veranlassung bei

Tische stören. Es geht dies so weit, daß der javanesishe Diener, so sehr er auch an unbedingte Folgsamkeit gewöhnt ist, während der Mahlzeit von seinem Vorgesetzten gerufen kurz erwiedert: *Saya makan* (ich esse), oder *Kitta orang makan* (wir essen), also so viel als: „jezt kann ich den Befehl nicht vollziehen, Herr, jezt habe ich keine Zeit dazu, denn ich esse ja.“

Um die Lebensweise des Javanesen möglichst vollständig zu bezeichnen, darf ich eine ganz eigenthümliche, abscheuliche Sitte bei Tische nicht vergessen. Will nämlich der Gast dem Gastgeber zeigen, daß es ihm recht gut geschmeckt, und das Mahl für ihn recht lecker gewesen, so bemüht er sich, nach Kräften ein wiederholtes, möglichst lautes Aufstoßen hervorzubringen. Je besser ihm dieses gelingt, je öfter der Gast dieses entsetzliche Manöver vornimmt, um so größer ist die Artigkeit und Anerkennung, welche er dem Gastgeber darbringt, während der letzte darin den besten Beweis findet, daß die Geladenen mit dem Dargebotenen recht zufrieden waren.

Wie schauderhaft und unmanierlich dem daran nicht gewöhnten Europäer dieser Gebrauch vorkommt, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Es ist zum Davonlaufen, wenn sechs oder acht in Ausübung dieser Artigkeitsbezeugung eingübte kräftige Naturköhne dem Gastgeber nach Tische ihr Kompliment zu machen beginnen und dabei wohlbehaglich ausrufen: „*Ha! saya makan ennak, itu biking enteng!*“ (Ha! ich habe vortrefflich gespeist, das giebt Erleichterung.)

An diese Unmanierlichkeit reiht sich ein auch in Europa hier und da üblicher Zeitvertreib würdig an. Frauen und Männer huldigen nämlich auf Java dem Gebrauche, *Siri* (*Ziri* oder *Betel*) zu kauen, auf eine unerhört leidenschaftliche Weise, geben sich derselben jedoch nie vor eingetretener Mannbarkeit hin. Sie nehmen zu diesem Zwecke ein *Siriblatt*, bestreichen dasselbe mit gelöschtem weichen, aus Muscheln gebrannten Kalk, legen auf das so zubereitete Blatt ein Stück *Pinang* (Nuß der *Arka-Palme*), *Gambir* (ein getrocknetes Blätterextract), rollen das Ganze rund zusammen, stecken dasselbe in den Mund und drücken, um dem Kaumaterialie den Geschmack des Tabacks zu geben, noch eine Prime Taback vorn unter die Oberlippe. Alte Leute, welchen das Kauen schwer fällt, stoßen sich den Pfropf aus *Siriblatt*, Kalk, *Pinang* und *Gambir* erst fein, bevor sie ihn in den Mund

stecken. In dieser keineswegs löblichen Eigenschaft bringen es die Javanesen zuletzt so weit, daß ihnen das Betelkauen zu demselben Bedürfnis wird, wie das Essen und Trinken. Ja, sie hungern wohl gar noch lieber, als daß sie den Sirci meiden.

Das Betelkauen benutzt der Javanese auch zur Angabe von Entfernungen. Während der gewöhnliche Mann in Holland auf die Frage: Wie weit ist es bis da und da hin? zur Antwort giebt: 2, 3, oder mehr Pfeifen Taback, erwiedert der Javanese: 2, 3 oder mehr Mal Betelkauen. Uebrigens werden die Lippen, Zähne und die innere Auskleidung der Mundhöhle von dem vielen Betelkauen zuletzt ganz röthlich braun gefärbt, während der Athem des Betelkauerers einen deutlich wahrnehmbaren, aromatischen Geruch annimmt, der nur dem daran nicht Gewöhnten scharf und unangenehm vorkommt.

Der Javanese raucht auch wohl Taback; es gehört dies aber im Allgemeinen zu den selteneren Erscheinungen und geschieht auf die Art, daß er etwas grob geschnittenen, eben so narfotisch wirkenden, als beißenden Taback in ein trockenes Maisblatt wickelt, so daß das Ganze beinahe wie eine Cigarre aussieht und angezündet innerhalb ungefähr 5 Minuten verkohlt. In Ermangelung eines trockenen Mais- (oder türkischen Weizen-) Blattes nimmt er zum Einwickeln des Tabacks das Blatt eines unter dem Namen Nipa bekannten Schilfrohrs, dessen er sich auch häufig zur Bekleidung der inneren Bambuswände seines Hauses bedient. (S. hier S. 92. G.)

Mit um so größerer Leidenschaftlichkeit ist dagegen der niedere Javanese in vielen Gegenden dem Opiumrauchen ergeben. Um diesem eben so lockenden, als Verderben bringenden Laster zu fröhnen, kauft sich der Javanese ein Gemisch von wässerigem Extract des Opiums mit verschiedenen auf Java einheimischen Kräutern und etwas Taback, stopft sich damit nach Art der Tabackraucher in Europa die Pfeife, zündet diese schädliche Mischung an und verschlingt mit großer Gemüthlichkeit den eingezogenen Rauch, bis Anfangs ein leichter Rausch, später eine erschütterliche Betäubung der Sinne und zuletzt fester Schlaf eintritt. Bisweilen verfehlt das Opiumrauchen seine eben genannte gewöhnliche Wirkung; es pflegt dann an Stelle des wollüstigen Rausches und maßlos entzückenden Traumes eine überaus gefährliche, bis zur Raserei sich steigende Erregung zu treten. Die unausbleiblichen

Folgen dieses schrecklichen Fastens sind höchst betrübender Art und enden stets mit gänzlicher Zerrüttung der Gesundheit und einem unatürlich frühen Tode. Bisweilen trachtet der Javanese absichtlich darnach, durch Opiumrauchen die erwähnte Raserei in sich hervorzurufen. Er nennt dieses Amok (Aufruhr) machen und wird dabei gewöhnlich durch Eifersucht oder tief verschlossene Rachegefühle dazu getrieben. Beim Eintritt der Raserei greift er zu den Waffen und fällt mit unbändiger Wuth Alles, was lebt und sich in seiner Nähe befindet, an. Die heiligsten Bande zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kind kennt er im Zustande der Verstandesverwirrung nicht mehr. Er mordet Frau und Kind und meßelt so lange Alles, was er nur immer zu erreichen vermag, nieder, bis er im höchsten Grade des Wahnsinns entweder die verderbliche Waffe gegen sich selbst wendet oder im Wege der Nothwehr von Andern getödtet wird.

Als charakteristisch verdient bei der Schilderung des Javanesen seine unüberwindliche Neigung zum Müßiggange ganz besonders hervorgehoben zu werden. Er arbeitet nur dann, wenn er arbeiten muß und überläßt, wie bereits bei der Bereitung des Schießpulvers flüchtig angedeutet worden, so manche ursprünglich dem Manne gebührende Verrichtung den Frauen. Greift er zur Arbeit, so geschieht dies nur, um sich den nöthigsten Lebensunterhalt zu erwerben, oder irgend einen lockenden Genuß sich zu verschaffen. Sparen und Fürsorge für die Zukunft zu tragen sind Eigenschaften, die seinem Herzen sehr fern liegen. Der innere Trieb nach Reichthum fehlt ihm im Allgemeinen ganz und gar, und wenn er in den Besitz von goldenen Schmucksachen und Brillanten zu gelangen bemüht ist, so geschieht dies nur aus der fast allen wenig civilisirten Völkern eigenen Sucht nach glänzenden Zierrathen. Da sein Verlangen nach derartigen Gegenständen indessen von seiner weit größeren Raschsucht überboten wird, so trennt er sich auch mit Leichtigkeit wieder von Brillanten und geldwerthen Sachen.

Im engsten Zusammenhange mit der großen Hinneigung des Javanesen zum Müßiggange steht ein auffallender Mangel an Reinlichkeit. Der Javanese beiderlei Geschlechts badet sich zwar häufig, und er liebt es, seinen Körper recht oft mit Wasser zu übergießen; er thut dies aber weniger, um sich dadurch zu reinigen, als der Abkühlung

wegen. Er bekümmert sich daher auch wenig darum, ob das dazu bestimmte Wasser klar oder trüb ist; bereitet es ihm Kühlung, dann erfüllt es seinen Zweck vollkommen. Seine Kleider wäscht er nur selten und gewöhnlich mit bloßem Wasser. Ausnahmsweise nur bedient er sich dabei gewisser Früchte und Blätter, welche, mit Wasser angerieben, seifenartig schäumen. Die Matte, worauf er schläft, wird auch von Zeit zu Zeit gewaschen, die ihm zum Kopfschützen dienende kleine Rolle jedoch nie einem derartigen Acte der Reinlichkeit untermworfen.

Zur Reinigung seiner durch Schweiß und häufiges Einreiben mit Kokusnussöl oft bis zum Nebelgeruche eingeschmudhten Haare pflegt der Javanese eine schwache und unter dem Namen Warirang bekannte Lauge zu benutzen. Sie wird aus der Asche verbrannter Reisähren oder Reisstroh bereitet.

Die natürliche Folge dieser mangelhaften Liebe zur Reinlichkeit ruft in passender Vereinigung des eingeseichtesten Hanges zum Müßiggange die Entstehung jenes überaus häßlichen Ungeziefers, das sich in Polen und Rußland ganz besonders häufig zeigen soll, hervor.

Schrecklicher aber, als das wirklich häufige Vorkommen dieser ekelhaften, verhaßten Thiere ist die über ganz Java verbreitete Sitte, diese Thiere zu essen, eine Sitte, der, so unglaublich es immer klingen mag, alle Javanen, mit Ausnahme der wenigen Höherstehenden und Regierenden, mit unverkennbarer Leidenschaftlichkeit ergeben sind. Nicht ein-, nein unzählige Male habe ich ganze Reihen von 10, 12, 20 und mehr Personen in einer Linie sitzen und sich dieses Ungeziefer absuchen sehen. Am häufigsten geschieht dies, wenn eine größere oder geringere Anzahl Javanesen sich nach dem Baden im Flusse am Ufer zum Trocknen der Haare aufspflanzt. Während der erste die Falten seines Sarong (Kleidungsstückes) aufmerksam durchsucht, macht der hinter ihm Kauernde und so immer weiter der Nächstfolgende, in den Haaren des Vorhergehenden Jagd auf dieses Ungeziefer. Dieser schauerhaften, thatsächlich über ganz Java verbreiteten Leidenschaft wegen verdankt der Javanese das Stichwort: Orang Java makan kuttu, „Läusefresser“, mit welchem ihn seine Nachbarn so gern zu belegen pflegen.

Eine besonders hervorstechende Neigung zum Betrüge findet sich

bei dem Javanesen nicht vor. Um so mehr aber ist er dem Hange zu stehlen ergeben. Er übertrifft darin bei der ihm angeborenen Schlaueit selbst den gewinnsüchtigen Chinesen. Er ist jedoch mehr ein Gelegenheitsdieb, als ein Dieb von Profession; denn wenn er stehlen soll, so muß sich die Gelegenheit dazu von selbst darbieten. Seine Trägheit und grenzenlose Hinneigung zum Müßiggange gestatten es ihm nicht, sich nach einer Gelegenheit dazu mit Beharrlichkeit umzusehen.

Bei den höher gestellten Javanesen, dem Regenten und den Häuptlingen, denen dieser eben nicht schöne Charakterzug zu fehlen scheint, tritt an dessen Stelle die talentvolle Eigenschaft, Geringere und Untergebene förmlich anzuzufaugen. Wird einem Häuptlinge zum Beispiele von dem holländischen Gouvernement oder dessen Truppen aufgegeben, eine gewisse Quantität Reis oder eine gewisse Anzahl Büffel, Hühner u. dgl. zu liefern, so fordert er von seinen tributpflichtigen Untergebenen oft mehr, als das Doppelte und Dreifache des Verlangten ein, liefert aber davon nur so viel ab, als ihm vorgeschrieben worden; das Uebrige behält er für sich. Ein so methodisches Plünderungssystem kann allerdings nur bei dem unbedingtesten Gehorsam und einer mehr als sclavenähnlichen Furcht des Javanesen vor seinem Häuptlinge bestehen. Das wissen die Häuptlinge sehr wohl. Sie sind deshalb auch auf's Eifrigste bemüht, diese Unterwürfigkeit nöthigenfalls mit aller Strenge aufrecht zu erhalten und sie selbst auf ihre erwachsenen, längst mannbaren Söhne auszudehnen. Aus diesem Grunde verlangt auch nur der im Umgange mit gebildeten Europäern nichts weniger als hochmüthige oder düffelhafte stolze javanesishe Häuptling von Bedeutung, daß niemand von den Eingeborenen auf Java ihm anders, als demüthig auf den Knien rutschend, und unter steter Wiederholung des Sumbah's nahe.

Der eigene Sohn von prinzlichem Geblüte und einstmaliger Erbe aller väterlichen Gewalten darf seinem Vater, in welchem er so gut, wie der niedere Javanese, nur seinen strengen Herrn und Gebieter erkennt, nicht anders als in sclavischer Furcht, auf den Knien rutschend, die Hände in flehender Stellung emporhebend und senkend, den Blick mit hündischer Furcht nach unten gerichtet, nahen, und nicht eher sich zu erheben wagen, bis ihm sein Herr in gnädigem Tone aufzustehen

gebietet. Um die Tragweite dieser unerhörten Strenge und des dadurch hervorgerufenen unbedingten Gehorsams möglichst klar vor Augen zu führen, will ich unter den vielen derartigen Erlebnissen nur eine einzige Scene hervorheben, die in mir und meinen Kameraden nothwendigerweise einen unangenehmen, nie zu vertilgenden Eindruck zurücklassen mußte.

Als ich eines Tages im Vereine mit mehreren holländischen Offizieren vom Pangerang von Tegal (Regent von Tegal) zum Gastmahle geladen, in traulicher Gemeinschaft zu Tische saß, erschien zu unser Aller Freude ganz unerwartet der Sohn dieses Prinzen. Beim Anblicke seines Vaters warf er sich mit dem Ausdrucke tiefster Ergebenheit auf die Knie, verbeugte sich, so oft er mit beiden Knien einen Schritt vorwärts gerückt war, ehrfurchtsvoll, indem er gleichzeitig seinen Sumbah machte, d. h. die Hände ausgestreckt, aber aneinander geschlossen, unter den Worten Ingi kulunon (was so viel als: „Ja wohl, Herr!“ bedeutet), oder Saya Tuwan („zu befehlen, Herr!“), derartig emporhob und senkte, daß bei dem Emporheben die Ballen der beiden Daumen Mund und Nase, die Fingerspitzen dagegen die Stirn berühren. Vergebens bat ich ihn, diesen unzeitigen und herabwürdigenden Scherz, wofür ich das Ganze hielt, zu unterlassen, und als ich aufsprang, um meinen werthen, lieben Freund und alten Kampfgenossen aufzurichten und zur Theilnahme am fröhlichen Mahle einzuladen, hielt mich der strenge Vater mit den Worten: „Er wird es doch nicht eher thun, bis ich es ihm erlaube,“ davon zurück, während er mir gleichzeitig halblaut zuflüsterte: „Lassen Sie das, diese Strenge muß aufrecht erhalten werden, was sollte sonst aus uns werden!?“

Der Regentensohn, welcher in der Regentschaft Tegal bereits einen ansehnlichen Posten bekleidete, blieb in unserer Gegenwart und trotz unserer lebhaften Aufforderung zum Aufstehen, so lange in seiner erniedrigenden Stellung, bis ihm der despotische Vater in gnädigem Tone aufzustehen befahl. Dann erst erhob er sich, um uns als alte Kriegskameraden auf das Herzlichste zu begrüßen und Scherz und Frohsinn mit uns zu theilen.

Trotz dieser despotischen Strenge des Gebieters und der hündischen Furcht des Untergebenen kommt es zur Ausübung von Grausamkeiten oder argen Mißhandlungen der Untergebenen auf Befehl des

Häuptlings nicht. Das ist es, was den in seiner Machtausübung völlig unbeschränkten Häuptling auf Java charakterisirt und in ihm einen hauptsächlichlichen Charakterzug der Bevölkerung auf Java, nämlich den einer natürlichen Gutmüthigkeit und Sanftmuth, wiedererkennen läßt.

Wie tief die erwähnten beiden Eigenschaften mit dem ganzen Thum und Treiben der Javanesen verwebt sind, glaube ich nicht besser darthun zu können, als wenn ich folgende, thatsächlich vorgekommene Scene aus dem Kreise meiner Häuslichkeit wahrheitsgetreu wiederzugeben mich bemühe.

Zur Zeit als zwei echte, vom Umgange mit Europäern oder mit den durch auswärtigen Verkehr bereits mehrfach veränderten Küsten- und Städtebewohnern fern gebliebene Javanesen, ein Koch und eine Magd, bei mir in Dienst getreten waren, trug meine Frau eines Abends denselben auf, eine gewisse Anzahl Hühner für den nächsten Tag zu schlachten. Beide sahen sich überrascht an und schwiegen, und als meine Frau diese Aufforderung wiederholte und gleichzeitig fragte, ob man sie auch verstanden hätte, entgegnete der Koch in bittendem Tone: „Ach, Herrin! das werden Sie doch nicht wollen!“ Auf das darauf folgende „Warum denn nicht?“ meiner Frau ward ihr mit nachdrucksvoller, ungeheuchelter Betonung zur Antwort gegeben: „Ach nein, Herrin! lassen Sie das bis morgen, die Hühner schlafen bereits; wenn sie morgen früh werden ausgeschlafen haben und munter herumlaufen, dann will ich sie haschen und schlachten. Die armen Thiere aber des Nachts im Schlafe zu ergreifen und zu tödten, das kann ich nicht, das wäre ja Sünde!“

In der ganzen Art und Weise, wie dieser Naturmensch dem Orange seines Herzens folgend die angeführten Worte gesprochen haben mußte, ging daraus wohl am Sichersten hervor, daß meine Frau mit thränenden Augen zu mir in's Zimmer trat, das Vorgefallene mittheilte und bewegt ausrief: „Sieh! diese Heiden beschämen uns Christen!“

Dieser Vorfall charakterisirt den Javanesen um so mehr, da er, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, die Befehle seiner Vorgesetzten sonst blindlings zu vollführen bemüht ist und nur, wenn ihm das Herz

gar zu voll ist, sich demüthig bittend eine Gegenvorstellung zu machen erlaubt.

Trotz seiner großen Vorliebe für das schöne Geschlecht ist der Javanese in seiner Liebe doch sehr veränderlich und leicht. Er nimmt sich nicht selten mehrere Frauen und Beifrauen; ja er macht von der durch den Koran ihm zugestandenen Freiheit in dieser Beziehung bisweilen einen so weiten Umfang, daß er sich mehr Frauen nimmt, als er zu ernähren im Stande ist.

Beabsichtigt der Javanese, ein eheliches Bündniß einzugehen, so beauftragt er einen Blutsverwandten damit, sich zu den Eltern des betreffenden Mädchens zu begeben und die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem jungen Mädchen für ihn nachzusuchen. Erfolgt die erwartete Genehmigung, dann begiebt sich der Heirathscandidat in eigener Person nach der Wohnung dieser Leute und bietet dem Mädchen seiner Wahl einen *Siri Kambang*, d. h. ein feines, wohlriechendes Priemchen zum Kaufen an. Die Annahme desselben ist so viel, wie das Jawort bei Heirathsgesuchen in Europa. Lehnt sie es aber ab, so wird aus der beabsichtigten Heirath nichts.

Hat das junge Mädchen durch Annahme des *Siri Kambang* ihre Zustimmung zu dem Ehebündnisse gegeben, dann erfolgt sehr bald die Hochzeit. Tages zuvor sendet der Bräutigam den Brautschatz mit großem Pomp nach dem Brauthause. Voran werden die Instrumente eines Gamelangspieles (d. h. die zu einem Orchester nach dortigen Begriffen erforderlichen Musikinstrumente) getragen. Der rauschende Klang dieser ohrenverletzenden Musik lenkt die Schaulust der Neugierigen auf die den Reichthum des Bräutigams verkündenden Geschenke, welche in tiefen hölzernen Kästen prunkend einhergetragen werden und in Pretiosen, werthvollen Kleidern, vielerlei Früchten und gewöhnlich in einem zur Hochzeitsfeier bestimmten Büffel bestehen.

Der Brautschatz ist eigentlich für die Brautmutter bestimmt. Es pflegen demselben aber auch Pretiosen und kostbare *Sarong's* (Kleider) für die Braut beigegeben zu werden.

Die Hochzeitsfeierlichkeit selbst beginnt mit der Versammlung der Hochzeitsgäste im Hause der Brauteltern am Morgen gegen 8 Uhr, während der die kirchliche Handlung vollziehende *Hadjii* (Priester) erst gegen Mittag erscheint und die Trauung nach muhamedanischem Ritus

vollzieht. Die übrige Zeit des Tages wird mit Schmaufereien, Gangelangspiel und Bajaderentanz verbracht. Gegen Anbruch des Abends führt der Bräutigam die Braut in pomphaftem Aufzuge nach seiner Wohnung, welche inzwischen von seinen Frauen und Beifrauen — sofern solche vorhanden sind — auf das Sorgfältigste zu Ehren der einziehenden Braut geschmückt worden. Den die Festlichkeit beschließenden Brautzug selbst eröffnet ein Chor Musikanten. Hinter diesen folgt das junge, von Kullie's getragene Ehepaar auf einem bahrenartigen Tragesessel, der von Bambusrohr gefertigt und mit einer um den Sessel laufenden Einfassung versehen ist. Hinter dem Bräutigam folgen, entweder zu Fuß oder auch von Kullie's getragen, je nachdem es gerade die Vermögensverhältnisse gestatten, die zur Hochzeitsfeier geladenen Verwandten. Braut und Bräutigam, sowie Hochzeitsgäste, prangen in Gold, Seide und Brillanten, die nöthigenfalls selbst geborgt werden. Am reichsten geschmückt ist aber der Kopf der Braut, der unter dem Gewichte der Edelsteine, Schmucksachen von schwerem gediegenen Golde und stark riechenden Blumen förmlich wankt.

Im Hause des Bräutigams angelangt, wird die Braut von den übrigen Frauen, mit denen vereint sie fortan nur einen Mann besitzt, schwesterlich begrüßt; die Gäste verabschieden sich, und das Hochzeitsfest ist zu Ende.

Hochzeitsfeierlichkeiten der Art, wie sie eben mitgetheilt worden, finden jedoch nur dann statt, wenn die Braut noch prawan (Jungfrau) ist.

Doch eben so leicht, wie der Javanese eine eheliche Verbindung eingeht, bricht er sie auch wieder, ohne sich in seinem Gewissen nur im Geringsten verletzt zu fühlen. Die Untreue der Frau erscheint ihm aber als ein großes Verbrechen. Darin mag wohl der Schlüssel zu der sonst unerklärlichen großen Eifersucht des Javanesen, die ihn zu den gräßlichsten Missethaten zu verleiten im Stande ist, zu suchen sein.

Ehescheidungen gehen hier sehr leicht vor sich und pflegen demgemäß an der Tagesordnung zu sein. Die natürliche Folge davon ist das häufige Vorkommen von Concubinats-Verhältnissen, die namentlich in den größeren Städten, wie Samarang z. B., sehr zu Hause sind. Geld, überhaupt Geschenke, vermögen deshalb auch in den Städten

die Tugendhaftigkeit der Frauen leicht zu untergraben und der überhand nehmenden Sittenverderbniß den besten Vorschub zu leisten.

Bis zu welchem Grade überhaupt die Unsitlichkeit in den größeren Städten gediehen ist, kann man daraus am deutlichsten entnehmen, daß javanesishe Mütter niederen Standes schaamlos genug sind, um ihre eigenen Töchter, wo möglich schon vor eingetretener Mannbarkeit, für Geld nicht bloß der Verführung preiszugeben, sondern sie sogar aus gewinnsüchtiger Absicht reichen Europäern rückhaltlos dazu anzutragen. „Dia missi prawan“ (meine Tochter ist noch Jungfrau), sagt die gewissenlose Mutter, wenn ihr der darauf eingehende Wollüstling zu wenig bietet.

In den Binnenländern herrscht diese mit der vorschreitenden Civilisation so gern Hand in Hand gehende Sittenlosigkeit, die sich auch in den Residenzorten der beiden javanesischen Fürsten zu Surakarta und Djoejakarta bereits eingebürgert hat, weniger.

In diese verderbliche Schattenseite in der Charakterisirung des Javanesen reiht sich eine andere, nicht minder folgenreiche, deren Ursprung sich aber keineswegs von der Einbürgerung der Europäer auf Java herdatirt, nämlich die Leidenschaft des Spieles. Während der vornehme Javanese, der Fürst oder Häuptling, nur für das Schachspiel einige Vorliebe bekundet, liebt der niedere Javanese die Hazardspiele mit einer Leidenschaftlichkeit, die ohne Grenzen ist. Im Allgemeinen läßt sich die Behauptung aufstellen, daß die Spielwuth im umgekehrten Verhältnisse zu dem Besitzthume des Javanesen steht. Je ärmer er ist, um so leidenschaftlicher ist er im Hazardspiele. Es geht dies so weit, daß der mit den besitzlosen Kossäthen oder Insassen Europa's oder noch treffender mit den italienischen Lazzaroni's vergleichbare Kulie (Arbeitsmann, Tagelöhner), auf Java, nachdem er seine Kleider, ja sogar sein Kopftuch, das einzige Unterscheidungszeichen des Mannes hinsichtlich der Kleidung, bereits im Spiele verloren hat, sogar seinen muthmaßlichen Verdienst am folgenden Tage auf's Spiel setzt. Weder das nothwendigste Bedürfniß an Kleidern, noch die sicherste Aussicht auf drückende Entbehrungen vermögen seine Leidenschaftlichkeit im Hazardspiele nur einigermaßen zu zügeln.

Von Jugend auf an Besitzlosigkeit gewöhnt, begiebt sich der Kulie, wenn er alles verspielt hat, in die Nähe solcher Orte, wo er Bes-

schäftigung und Löhnung zu finden hoffen darf, also an Landungsplätze der Schiffsboote, zu den Speichern der Kaufleute u. s. w., legt sich mit wahrhaft stoischer Ruhe in den Schatten und schläft anscheinend ganz sorglos, bis sich wieder Arbeit und Verdienst für ihn darbieten.

Die Art und Weise, in welcher der Javanese seine Hazardspiele treibt, ist die einfachste von der Welt. Wenn sich zwei oder mehrere Kullie's irgendwo treffen, nichts zu arbeiten haben oder eine Freistunde genießen, so greift der eine in die Tasche, nimmt ein Geldstück heraus und legt es, von der Hand bedeckt, auf einen Stein oder auf die bloße Erde und fragt den andern: Schrift oder Wappen. Trifft der Rathende, indem er das Eine oder das Andere nennt, die zufällig nach oben liegende Seite des Geldstücks, so gehört es ihm; irrte er sich aber, so muß er ein eben solches an den Fragenden zahlen. Eine zweite Art besteht darin, daß der Fragende mehrere Geldstücke in die Hand nimmt, den Mitspieler fragt, ob er sich für Schrift oder Wappen entscheide und nach gescheneher Angabe des Einen oder Anderen die Münzen in die Höhe werfend zu Boden fallen läßt. Entspricht die Mehrzahl der Münzen nach diesem einfachen Experimente der Angabe der Mitspielenden oder Befragten, so nimmt er sich als gewonnenen Antheil alle Münzen, welche die von ihm angegebene Seite nach oben zeigen, hinweg. Bleibt er dagegen in der Minorität, so muß er eben so viele Münzen, wie die mit verkehrter Oberseite zusammen betragen, herausgeben.

Mit Karten zu spielen ist keine echt javanesishe Sitte. Sie findet sich auch nur an solchen Orten vor, wo Europäer in größerer Anzahl wohnen und durch lebhaften täglichen Verkehr ihren Einfluß auf die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung Java's auszudehnen gewußt haben.

Der Javanese ist, wie bereits weiter oben angedeutet worden, gefellig und liebt eine freundliche Vereinigung mit den Bewohnern seines Kampongs, oder mit befreundeten Nachbarn, über Alles. Man sieht sie deshalb, trotz ihrer Gewohnheit des Abends früh sich zur Ruhe zu begeben und zu schlafen, an schönen Abenden bei Mondscheinebeleuchtung oft massenweise in traulicher Unterhaltung zusammensitzen. Sie verbringen aber auch nicht selten den Abend mit Musik und

Tanz, in Städten sogar mit Marionetten-Theater (Wayang Ketop-ping) und dergleichen.

Jeder Dorfhauptling pflegt deshalb für die Unterhaltung einer mit musikalischen Instrumenten versehenen Bandoppe (Schuppen) in der Nähe seiner Wohnung Sorge zu tragen. In kleineren Kam-pong's finden sich hier die betreffenden Musiker gewöhnlich an bestimmten Abenden zur Belustigung der Dorfbewohner ein. Am Tage pflegen sie nur dann zu erscheinen, wenn irgend ein hoher Gast erwartet wird. In größeren Kampong's dagegen sitzen die Musiker in fortwährender Bereitschaft, um beim Eintritte eines hohen Gastes oder auf Befehl des Hauptlings ihre sonderbaren Instrumente ertönen zu lassen.

Die in einer solchen Bandoppe befindlichen Instrumente führen vereint den Namen Gamelangspiel. Den Hauptbestandtheil dieses lekten bildet ein Instrument, welches einem mit Gurten bespannten Sophagestelle gleicht. Auf den Gurten ruhen zwei Reihen kleiner, zweckmäßig angebrachter Metallkessel, von welchen jeder einzelne von verschiedener Größe und Dicke der Wandung einen anderen Ton hat. Diese Kessel werden durch kleine Hämmerchen von Elfenbein angeschlagen und geben, auf diese Weise berührt, harmonische Töne von sich. Ein Mann, der in jeder Hand ein solches Hämmerchen hält, spielt dieses Instrument. Neben diesem Instrumente hängt an einem Balken ein großer Metallkessel, Gom oder auch Gongong genannt. Dieser wird durch einen eigens dazu bestimmten Mann mittelst einer mit Polster umgebenen hölzernen Keule der Musik entsprechend geschlagen. Er liefert die zum Gamelangspiele erforderlichen Bastöne.

Ein dritter Musiker schlägt nach gewissen Vorschriften zwei metallene Becken an einander; ein vierter dagegen sitzt wieder vor einem größeren Instrumente, das einem hölzernen Troge, dessen Ränder gepolstert sind, gleicht. Auf den Rändern dieses Troges ruhen von sehr hartem Holze gefertigte Stäbe, die ebenfalls durch kleine Hämmerchen in Bewegung gesetzt werden, neben einander. Jeder dieser Stäbe giebt, mit dem Hämmerchen angeschlagen, einen eigenthümlichen, mehr klappernden als klingenden Ton.

Alle diese Instrumente, denen oft noch andere, weniger in die Augen fallende Musikinstrumente beigefügt sind, werden vereint gespielt

und gewähren, von der Ferne aus gehört, einen gewissen harmonischen Klang, an welchen sich das Ohr des Europäers selbst leicht gewöhnt. In der Nähe dagegen hat diese seltsame Musik viel Aehnlichkeit mit einem schrecklichen, das Ohr des Europäers unangenehm berührenden Geläute.

Des Abends pflegen sich die Bewohner des Dorfes regelmäßig auf dem freien, vor der nur für musikalische Instrumente bestimmten Bandoppe einzufinden, und sich sowohl durch Musik, als durch Tanz bis spät in die Nacht hinein zu belustigen. Man tanzt dann aber nicht, wie dies bei uns in geselliger Vereinigung zu geschehen pflegt, d. h. wem es gerade beliebt, zu tanzen. Der Tanz wird vielmehr, wie die Musik, von besonders dazu bestimmten Personen ausgeführt, nur mit dem Unterschiede, daß jene ausschließlich von Männern, diese von Frauenspersonen ausgeführt werden. Letzte führen den Namen Bajaderen.

Die Tänze selbst zeichnen sich durch ihren außerordentlichen Reichtum an Abwechslungen aus und werden nicht selten von Gesang begleitet, welcher indessen nichts weniger als schön und wohlklingend zu nennen ist. Seine richtigere Bezeichnung würde die eines widerlichen Schreiens sein, das seine Erklärung in der übermäßigen Anstrengung der singenden Bajaderen, welche durch ihren Gesang die rauschende Musik zu übertönen streben, findet. Sie besingen gewöhnlich in ihren Liedern die Lieblingsabenteuer eines Fürsten, wollen also auch verstanden werden und schreien deshalb zur Uebertönung der Musik nicht selten in einem so unerhörten, widernatürlichen Grade, daß sie die dabei mächtig anschwellenden Adern des Halses und den aufgespreizten Mund durch Fächer, die sie in den Händen tragen, oder auch wohl mit den Enden des vom Busen herabhängenden Glendang (Shawl) dem Anblick der Zuschauer zu entziehen suchen.

Die Bajaderen schweben nicht, wie die Tänzerinnen von Profession in Europa, sylphidenartig über den Erdboden dahin. Sie produciren eben so wenig Kunststücke, welche in einer außergewöhnlichen Balancirung des Körpers auf einem Beine oder in schnellem Emporwerfen der Beine und mächtigen Sprüngen oder einförmigem wirbelnden Umherkreisen auf einem Fuße bestehen. Ihre Tänze bestehen mehr aus graziösen Bewegungen des Körpers, welche, nach der ihnen zu

Grunde liegenden Bedeutung oder dem Inhalte der dazu gesungenen Arien, bald einen mehr gemessenen, bald einen tobenden Charakter annehmen, stets aber auf den Zuschauer einen lieblichen, Bewunderung entlockenden Eindruck machen.

Während nämlich in Europa die Tanzkünstler und Künstlerinnen allen Fleiß, alle Mühe, alles Studium, fast ausschließlich der Ausbildung der unteren Körperhälfte widmen und bei einer ersichtlichen Vernachlässigung des oberen Körpertheiles ihren Höhepunkt in einer bewundernswürdigen Gewandtheit der Beine und Füße zu finden suchen, bemüht sich die Bajadere allen Gliedern und Gelenken des Körpers, vom obersten Halswirbel an bis zum vordersten Zehengelenk, eine wahrhaft beispiellose Beweglichkeit zu verleihen. Die Bajadere vermag z. B. das vorderste Glied eines jeden Fingers, ohne die anderen Glieder desselben oder eines anderen Fingers zu beugen, nach Belieben vor- und rückwärts zu strecken, kann ihre Hand nach außen oder rückwärts eben so flach und hohl machen, wie wir nach innen, dem Handteller zu; ja, sie kann selbst die ganze Hand derartig rückwärts beugen, daß der sogenannte Handrücken vollkommen auf den Vorderarm zu liegen kommt. Ihre Zehen besitzen dieselbe Fertigkeit im Anfassen, wie die Finger; ihre Wirbelsäule ist nach allen Seiten hin biegsam und gelenkig. Kein Wunder also, wenn jede Bewegung ihres ungeführten, nicht in steife, enge Nieder gewaltsam eingepreßten Leibes graziös und für das Auge wohlgefällig wird.

Arme, Hände, Finger, Beine, Füße, Zehen, die obere und untere Hälfte des Rumpfes, sowie der Kopf bewegt sich bei dem Tanze der Bajadere auf eine liebliche, anmuthige Weise. Ja selbst die Augen und der Mund nehmen lebhaften Antheil an den Bewegungen des gesammten Körpers, jedoch nicht um ein erzwungenes widerliches Lächeln oder nichtsagende Augenverdreherei hervorzurufen, sondern nur, um Geist und Leben, um Ausdruck, Anmuth und Zwanglosigkeit in ihr bezauberndes Gebehrdenpiel zu bringen.

Zur Erlangung einer derartigen Gewandtheit und Gelenkigkeit bedarf es natürlich einer weit früheren, längeren und sorgfältigeren Ausbildung des Körpers, wie die, deren die Tanzkünstlerinnen Europa's zur Anstrebung ihres Zieles bedürfen, es zu sein pflegt. Während die Letzten mit dem vierten oder fünften Jahre frühestens ihre

Studien zu beginnen pflegen, datirt sich der Anfangspunkt der körperlichen Ausbildung der Bajadere vom ersten Lebensjahre her.

Während das Kind im Schoße der Mutter ruht oder an der Mutterbrust den Reichthum seiner Lebenskräfte zu erweitern sucht oder im Bade sich erquickt und stärkt, strebt die Mutter mit rastlosem Eifer dahin, alle Glieder des Körpers durch häufiges Vor-, Rückwärts- und Seitwärtsbiegen möglichst gelenkig und biegsam zu machen. Daß diese Operationen aber mit größter Behutsamkeit geschehen, beweiset der Umstand zur Genüge, daß die Kinder, denen dabei anscheinend alle Glieder gebrochen oder mindestens verrenkt werden, ganz ruhig dabei bleiben und nicht einmal ein leises Zeichen des Mißbehagens, geschweige denn einen Schmerzenslaut von sich geben.

Diesen unermüdeten Versuchen, jedem Gelenke in frühester Jugendzeit die möglichst größte Elasticität und Beweglichkeit zu geben, verdankt es die Bajadere, daß sie ohne alle ersichtliche Anstrengung die beispiellosesten Stellungen und Bewegungen der verschiedensten Körperteile auszuführen vermag. Sie schwingt, ohne zu keuchen und zu ermüden, ihren geschmeidigen Rumpf des Körpers, dem zwar die wepenartige Taille, auf welche Europa's Tänzerinnen hohen Werth legen, fehlt, der aber bei mäßiger Fülle, schöngeformter Brust und lieblicher Rundung das Gepräge nicht erzwungener, natürlicher Schönheit an sich trägt. Sie hebt und senkt ihre mäßig vollen Arme, biegt ihren Nacken, schwebt, gleitet und wirbelt im Tanze auf die lieblichste, wahrhaft entzückende Weise. Sie fesselt mit Zauberkraft die Blicke des wone-trunkenen Zuschauers, ohne zu ermüden, und entringt seiner Brust kein bloßes Kundgeben des Erstaunens und der Verwunderung, sondern der vollkommensten Anerkennung, der wahren Bewunderung.

Ihre Kleidung besteht zuvörderst aus einem Sarong, dem sackförmigen Kleidungsstück, welches ohne Band und Nadeln durch einen eigenthümlichen Kunstgriff unter dem üppig schwellenden Busen fest zusammengeschürzt wird. Bei Aermern ist der Sarong von Kattun, bei Reicheren von Seide, mit oder ohne Goldstickereien. Er reicht vom Busen bis zum Knöchel hinab. Der auf diese Weise unbedeckt bleibende Busen dagegen wird mit dem dünnen, 4 bis 5 Ellen langen seidenen Shawl, dem Glendang, leicht umhüllt.

Das volle, lange, pechschwarze Haar trägt die Bajadere rückwärts

gekämmt, in Knoten oder Schleifen (Kondé benannt), geschürzt. Letzte werden durch silberne oder goldene Nadeln, die nicht selten mit Diamanten geschmückt sind, zusammengehalten und mit wohlriechenden Blumen verziert. Am häufigsten bedient man sich dazu des Nachtweilchens (Kombang melatti), dessen Blüthen guirlandenartig an Fäden gereiht und in Form einer Perlschnur dem Haarschmuck einverleibt werden.

Die völlig entblößten Arme sowie der Hals und das Gesicht werden mit stark riechenden aromatischen Kräutern eingerieben.

Auf diese Weise geschmückt und zum Erscheinen vorbereitet raucht die Bajadere, in der Absicht sich zu erregen und recht feurig zu tanzen, bevor sie den Tanzplatz betritt, etwas Opium.

Ist die Bajadere alt geworden und ledig geblieben, so beschäftigt sie sich mit Unterrichtung der Kinder im Tanzen. Bei der auf Java herrschenden großen Vorliebe für den Tanz fehlt es ihr natürlich an Beschäftigung nicht. Sie unterrichtet dann nicht bloß die zum öffentlichen Auftreten sich heranbildenden Tänzerinnen, sondern auch andere Kinder, und zwar beiderlei Geschlecht. Die Sitte erheischt es nämlich auf Java, daß alle Kinder diese Tänze erlernen.

Welch' hohe Bedeutung der Javanese dem Tanze beilegt, geht einerseits daraus hervor, daß er sich kein großartiges Fest, keine gesellige feierliche Vereinigung ohne Bajaderentanz denken kann und im Zweikampfe, sowie zum Theil auch in der Schlacht¹⁾, seinem Feinde tanzend entgegengeht.

Zu den mehr localen, aber großartigsten Festlichkeiten auf Java gehört noch die Feier, mit welcher die sogenannte Nesterernte beginnt und schließt. Sämmtliche Bewohner des den Nesterklippen zunächst gelegenen und mit der Einsammlung betrauten Dorfes versammeln sich am Tage der Eröffnungsfeierlichkeit an den Klippen, schlachten Karbau's und ergötzen sich bis spät in die Nacht hinein an Speisen, Gamelangspiel (Musik) und Tandak (Bajaderentanz). Was jedoch als besonders charakteristisch bei dieser eigentlich doch nur auf gröbere Sinnesreize sich basirenden Festlichkeit hervorgehoben zu werden verdient, ist der Umstand, daß sich der Javanese bei allen diesen

¹⁾ Die Dublaugs (Vorfechter, Tirailleure) gehen bei Beginn einer offenen Feldschlacht den feindlichen Truppen tanzend entgegen.

Sinnesreizen doch zu religiösen Uebungen, zum Gebet, hingezogen fühlt. Er betet als Muhamedaner, aber mit einer Inbrunst, welche den frommen Drang des Herzens nicht verkennen läßt. Eine reiche Ernte, so wie die Abwendung unglücklicher Ereignisse bei dem gefährlichen Einsammeln der Nester, bildet den Gegenstand seines aus tiefster Seele zu Gott empordringenden Gebetes.

Unweit des Forts Karrang bollong, wo ich als Commandant stationirt war, habe ich nicht bloß dieser Festlichkeit mehrmals beizuwohnen Gelegenheit gehabt, sondern auch die Producenten dieser esbaren, unter dem Namen „ostindische Schwalbennester“ im Handel vorkommenden Vogelnester vielfach beobachten können. An den Berg nämlich, auf welchem das Fort Karrang bollong lag, stieß ein zweiter, unmittelbar am Meere gelegener Berg, dessen Südseite durch ewig tosende Brandung schluchtenartig ausgespült war. Hier, wo selbst bei sonst stiller See die Meereswogen lautdröhnend toben und unter dumpfen, donnerartigen Dröhnen sich brechend ihren silberfarbigen Schaum wohl an mehr als hundert Fuß hoch emporspritzen; hier, wo weder Schlangen, noch Iltis und tausend andere Feinde der gefiederten Welt des Festlandes der Brut, sowie dem brütenden Vogel, nachzustellen vermögen, hier, an diesem grauig schauerlichen Orte, wohin höchstens der Mensch in seiner Verwegenheit zu dringen wagen darf, baut die Galangane oder Lawet, ihr verlockendes Nest. Zur Gattung der Schwalben gehörend, besitzt die Galangane große Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen europäischen Hauschwalbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie größer, als diese, ist und nicht an Giebel und Fenster, oder gar in zugänglichen Räumen menschlicher Wohnungen, sondern nur an den unwirthbarsten Stellen der Meeresküste in dunklen, mit schroffen Felsenriffen versehenen Buchten nistet. (Die Galangane (Salangane) ist *Hirundo esculenta*; nach Raffles findet man ihre Nester auch im Binnenlande Java's. G.)

Tagüber schweben sie zu Tausenden über dem Meerespiegel einher, um, wie der Javanese sagt, Telor Ikan (Fischlaich) zur Nahrung zu suchen. Der Genuß dieses Laichs soll der Sage nach eine große Geneigtheit zur Schleimbildung in ihnen hervorrufen und zur Production des zur Bildung ihrer Nester erforderlichen Schleimes unbedingt erforderlich sein. Woher sie nun auch immer diesen

Schleim nehmen mögen, so viel steht fest, daß derselbe ursprünglich eine zähe leimartige Masse bildet, welche an der Luft leicht trocknet, dabei aber an Durchsichtigkeit verliert und hart und spröde wird. Unmittelbar nach dem die Nesterernte einleitenden Festtage beginnt das Einsammeln der Nester selbst und zwar auf folgende Weise:

Da die gewaltige Brandung vom Wasser aus zu den betreffenden Klippen zu gelangen nicht gestattet, so müssen die von dem Regenten mit dieser Arbeit beauftragten Personen sich von der Spitze des Berges aus, an dessen Südseite die Galanganen nisten, bis zu den mit Nestern versehenen Stellen hinablassen, ein Unternehmen, das so gefährlich ist, daß nur solche Personen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, dazu brauchbar erscheinen.

Der mit dem Einsammeln vertraute Javaneze nimmt deshalb seinen Sohn, wenn dieser das Alter von 8 oder 9 Jahren erreicht hat, bei dieser gefährlichen Fahrt in die schauerliche Tiefe auf den Schooß, um ihn an die schwindelnde Tiefe und das freie Schweben über der tosenden, himmelanspreizenden Brandung früh genug zu gewöhnen.

Der Sammler selbst sitzt auf einem aus Bambus gefertigten Stuhle, welcher vermittelt eines aus Bambus geflochtenen starken Taues in die betreffende Schlucht beliebig hinabgelassen und wieder hinaufgezogen werden kann. In der einen Hand eine brennende Fackel, in der anderen eine Bambusstange mit eisernen Haken, über den Schultern einen Korb von Bambusrohr, fährt er in die Tiefe so lange hinab, bis er an einer mit Nestern versehenen Stelle anlangt. Dann giebt er durch Rütteln an einem zweiten, zum Hinaufziehen des gefüllten und ebenso wieder nach Bedürfnis zum Herablassen eines leeren Korbes bestimmten Taues denjenigen, die ihn von oben hinablassen, ein Zeichen zum Anhalten, zieht sich vermittelt des Hafens an die Klippen heran, löst mit einem Messer die Nester vom Felsen, so lange er deren findet oder zu erreichen vermag und giebt dann wieder ein bestimmtes Zeichen zum weiteren Hinablassen in die Tiefe oder zum Hinziehen nach der Spitze des Berges.

Sind alle erreichbaren Galanganenester gesammelt, so wird dieselbe Festlichkeit, unter welcher die Nesterernte eröffnet wird, wiederholt, nur mit dem Unterschiede, daß an die Stelle frommer Gebete für eine segensreiche Ernte und die Wohlfahrt der Sammler, Gebete des

Dankes und der Freude für die gewonnene Gabe, sowie für die glückliche Erhaltung der kühnen Klippenfahrer treten.

Nach beendeter Festlichkeit werden die Nester auf's Sorgfältigste gereinigt, im Schatten an der Luft getrocknet, sortirt und in Kisten verpackt dem betreffenden Regenten, dem Sussuhunan von Surakarta übersendet.

Von hier aus gelangen sie in drei, dem Werthe nach sehr verschiedenen Sorten in den Handel.

Die klarsten, reinsten, mehr blaßgelben Nester gelten, weil sie frisch und von der Schwalbe zur Brut noch nicht benutzt worden sind, für die beste Sorte. Sie bilden im Handel einen bei den reichen Chinesen sehr beliebten Artikel und werden buchstäblich mit Gold aufgewogen. Die Javanesen huldigen dem Glauben, daß die ganz reinen, mehr weiß, als gelb, aussehenden Nester während der Brutzeit von den Männchen in der Absicht, die Weibchen zu beobachten und zu beschützen gebaut werden. Die zur Ausbrütung der Eier benutzten Nester pflügen sich von den vorigen durch eine dunklere Färbung und Verunreinigung mit Federn und Vogelschmutz zu unterscheiden. Sie bilden die zweite Sorte und gelten im Handel nur halb so viel, als die vorigen.

Die ältesten, bei früherem Einsammeln übersehenen oder nicht erreichten machen die sogenannte dritte oder schlechteste Sorte aus. Ihre wiederholte Benutzung zur Ausbrütung und Aufziehung der jungen Galanganen, sowie ihr höheres Alter, mit welchem naturgemäß auch eine längere Einwirkung atmosphärischer Schädlichkeiten verbunden sein mußte, giebt ihnen eine ganz veränderte Färbung. Sie sehen nicht mehr gelb, sondern braun oder grau aus.

Bei ihrem enormen Werthe bilden diese esbaren Schwalbennester, welche bei Karrang bollong zwei Mal im Jahre gesammelt und dem Raden Tommongong von Banjumaa's, Tjokro-Widono zur vorläufigen Aufbewahrung übergeben wurden, einen bedeutenden Theil der Revenüen des Sussuhunan (Kaisers) von Surakarta.

Die meisten dieser Nester gelangen im Wege des Handels nach China, wo sie bei der Mahlzeit an der Tafel des Kaisers und seiner Mandarinen nie fehlen sollen. Aber auch die reichen Chinesen in den holländisch-ostindischen Besitzungen haben eine große Vorliebe dafür und verschwenden viel Geld in diesem gesuchten Handelsartikel.

Die üblichste Art der Zubereitung dieser genießbaren Schwalbennester ist hier, wie in China, die Suppenform. In kleine viereckige Stücke geschnitten werden dieselben den Hühnersuppen, die, an und für sich schon kräftig und nahrhaft, dadurch noch kräftiger, nahrungsreicher und sättigender werden sollen, beigemischt.

Eine zweite, fast nur an europäischen Tafeln oder bei den Festen einzelner einheimischer Regenten (wenn diese Europäer geladen) vorkommende Zubereitungsweise besteht darin, daß das Nest mit frischem, würfelförmig geschnittenen Fleisch gefüllt und in dem dicken, auf sogenannte Kokosnussmilch sich absetzenden Rahm (oder Sahne) geschmort wird.

Der Genuß der Calanganennester gilt hier und in China allgemein für sehr nahrhaft und bei Brustkrankheiten, Erkältungen, Halsleiden und Zehrkrankheiten für äußerst heilsam. Die Chinesen, die hierin wohl für competente Richter gelten dürften, schreiben demselben auch noch eine besondere Einwirkung auf die Zeugungsorgane zu.

III.

Die Ueberwinterung des Capit. Maguire auf der polaren Nordwest-Küste Amerika's und die West-Esquimauxstämme (1852—1853).

Der lehrreiche, erst im Beginn dieses Jahres zu London eingetroffene und in der Times vom 7. Januar mitgetheilte Bericht des Cap. Rochefort Maguire, Commandeurs des gleichzeitig mit Capit. McClure zu einer Untersuchung der arctischen Meere im Norden Amerika's ausgerüsteten Schiffs Plover, betrifft vorzüglich diejenigen Ränder dieses Erdtheils, welche vom Hafen Clarence an den nordwestlichen Theil des Continents begrenzen. Port Clarence, ein bis in die letzten Jahre, wie es scheint, völlig unbekannter und nur auf einer einzigen, ganz neuen englischen Karte dieser Gegenden verzeichneter Hafen, liegt nämlich unmittelbar am Südrande des weit gegen Nordwesten aus dem Continent vorspringenden Prinz Wales Cap, und also auch in der Nähe

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1854

Band/Volume: [2](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Die Javanesen 81-125](#)